



## Die Einigung der französischen Sozialisten.

Von  
Jean Jaurès.  
(Paris.)

Langsam aber unwiderstehlich strebt die französische sozialistische Partei einer Einigung zu, und wenn im Jahre 1900 der internationale sozialistische Kongress sich in Paris versammelt, dann wird zweifellos ein organisirter französischer Sozialismus dem Proletariat beider Welten seinen Willkomm bieten. Kein Einziger innerhalb unserer Partei bestreitet mehr die Nothwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses aller ihrer Elemente. Die alten Organisationen haben uns vortreffliche Dienste geleistet und sie leisten sie noch: aber ihre zersplitterten Kräfte konnten die volle Wirksamkeit nicht entfalten. Und seit einigen Jahren schon suchen denn auch die Genossen ein Mittel, um Einheit in ihrer Thätigkeit zu erzielen.

Zuerst fand die sozialistische Vereinigung ihr Organ im Parlament. Unmittelbar nach den kraftvollen, aber noch etwas wirren Wahlen von 1893 bildete sich in der Kammer eine sozialistische Gruppe. Hier begegneten und verständigten sich die Vertreter fast sämtlicher Organisationen. Der Parti ouvrier français, das Comité révolutionnaire central, die Fraktion der Possibilisten von Broussescher Schattirung, die Unabhängigen Sozialisten, die Anhänger des Kollektivismus oder Kommunismus sind: sie Alle verhandelten hier freundschaftlich; die Erinnerung an die langen erbitterten Kämpfe früherer Tage schien fast erloschen. Aber auch heterogene Elemente hatten sich in die Gruppe eingeschlichen. Es waren der eigentlichen sozialistischen Partei auch die alten Boulangisten beigetreten, sowie die sozialistischen Radikalen, die da meinen, dem Sozialismus sei mit ein paar tönenden Phrasen gegen die Finanz schon Genüge geschehen. Auf der anderen Seite beriefen sich nun die Vertreter der revolutionären sozialistischen Arbeiterpartei auf diese Zusammenwürfelung und Verworrenheit und erklärten, sich offiziell der sozialistischen Gruppe nicht anschliessen zu können. Sie traten zwar in freundschaftliche Beziehungen zu ihr, waren aber nicht als Mitglieder eingeschrieben.

Was mich selbst betrifft, so erkläre ich ganz unumwunden, dass mir die zweite Lösung die bessere scheint. Oder sie scheint mir vielmehr unvermeidlich und ich glaube, dass die Gewalt der Thatsachen selbst dazu führen wird. Aber unzweifelhaft stösst sie sich gegenwärtig noch an dem Widerstand der Organisationen.

Diejenigen, die die Autonomie der Organisationen in Verbindung mit einem gemeinsamen Berathungsorgan als den Endtypus der französischen Organisation betrachten, geben dafür hauptsächlich zwei Gründe an, deren Werth ich nicht verkenne. Sie behaupten erstens, dass es gefährlich wäre, sämtliche sozialistischen Gruppen ohne die Kontrolle der Organisationen direkt in einen nationalen Kongress zu berufen: denn dabei liefe man Gefahr, die Leitung unserer Partei und die Auslegung unserer Grundsätze unerfahrenen Männern zu überantworten; der Sozialismus wächst rasch und es schliessen sich ihm so manche Neubekehrte an, die seine Ideen noch nicht tief genug erfasst haben. Diese Neubekehrten finden heute in den grossen alten Organisationen feste Formen vor. Diese Formen zerbrechen, hiesse die Partei in Abenteuer stürzen wollen. Es hiesse den noch schlecht vorbereiteten neuen Mitgliedern gestatten, das Bild unserer Partei zu verwischen, deren Züge so sorgfältig durch eine lange Anspannung des revolutionären Gedankens gezeichnet worden sind.

Ich antworte, dass dieser Einwand ein sehr ernster wäre, wenn es sich darum handelte, jetzt einen nationalen, sozialistischen Kongress ausserhalb der Organisationen, das heisst ohne deren Zustimmung und Mitwirkung zu berufen. Aber so verhält es sich nicht. Das Einigungs-Komitee, das ja der Ausdruck dieser Organisationen ist, würde den Kongress berufen, also durch ihn die Organisationen selbst. Ihr Zusammenwirken ist zuvörderst nöthig, damit bei der Bildung und im Verlauf des ersten Kongresses keine Uebereilungen vorkommen. Es ist ja klar, dass in den verschiedenen Orten und Bezirken die Organisationen Einfluss auf die Wahlen der Delegirten zum Kongress üben würden.

Wenn alle grossen sozialistischen Fraktionen im Einigungs-Komitee in Paris den Beschluss gefasst haben werden, einen allgemeinen Kongress der Partei einzuberufen, um das geeinigte Proletariat der Bourgeoisie gegenüberzustellen, so wird diese Einmüthigkeit in allen Wahlbezirken einen Wiederhall finden. Und die Fraktionen werden sich zur Wahl der Delegirten zum Kongress verstehen, wie sie sich in Paris zur Zusammenberufung des Kongresses verstanden haben. So werden bewährte, von der sozialistischen und revolutionären Tradition durchdrungene Streiter gewählt werden.

Man wirft uns zweitens ein, wie unser Freund Millerand in der Versammlung in Tivoli energisch betont hat, dass die Verschiedenheit der Organisationen in Frankreich etwas historisch Gewordenes sei und dass es wenig klug sein würde, der Originalität des französischen Sozialismus Gewalt anzuthun, indem man ihn den einheitlichen Formen Deutschlands oder Belgiens anpasst. Aber erstens setzt sich diese einheitliche sozialistische Bewegung überall in allen Ländern durch. Sie tritt in England wie in Frankreich auf. Es existirt kein Volk, in welchem der Sozialismus durch eine Art atavistischer Zersplitterung zur Schwäche und Zusammenhang-

losigkeit verurtheilt wäre. Es ist sehr richtig, dass unsere grossen sozialistischen Organisationen historische Mächte, historische Momente darstellen. In jeder derselben krystallisirt sich eine starke Bewegung der Vergangenheit. Die blanquistische Tradition ist der glorreiche Nachhall der französischen revolutionären Kämpfe. Seit einem Jahrhundert haben in Frankreich alle bürgerlichen Revolutionen einen sozialistischen Anstrich gehabt. Die Bourgeoisie allein war ökonomisch genügend vorbereitet, Gewinn aus der Revolution zu ziehen. Aber das in den grossen Städten konzentrierte Proletariat spielte in der Kamppperiode die entscheidende Rolle. Daher der in vielen Köpfen entstandene Gedanke, dass eine agitirende Minderheit die Ereignisse beschleunigen und schliesslich dem Volke den revolutionären Sieg bringen würde. Es liegt darin sicher ein grosses historisches Moment des französischen Lebens.

Ebenso ist es selbstverständlich, dass nach dem Niederwerfen des heroischen proletarischen Versuches von 1871 die jungen Leute sich sagten: Um zu siegen, braucht man eine klare Idee. Nicht durch verworrene Aufstände, durch ein klares Programm über die soziale Revolution muss sich das Proletariat in Zukunft erheben und bethätigen. Das proudhonistische Zwitterding ist todt; es bleibt nur der moderne Kommunismus übrig, wie Marx ihn formulirt hat. So knüpft die Entstehung des Parti ouvrier français an entscheidende Ereignisse an.

Ebenso war es auch natürlich, dass die so oft von den politischen Führern düpirt Arbeiterklasse ihre Stütze in den Gewerkschaften, in den reinen Arbeiterverbänden suchte. Aus dieser Neigung heraus ist der Parti ouvrier socialiste revolutionnaire entstanden.

Wie sollten sich aber nun all die Neuangekommenen, als die anderen Parteien in Misskredit gekommen waren, als der Bankerott des Opportunismus und des Radikalismus dem Sozialismus das Feld der politischen und der Wahlthätigkeit freigegeben hatten, in eine der beiden mit einander rivalisirenden Organisationen einreihen? Sie wollten in diesen Streitigkeiten nicht Partei ergreifen, sie blieben ausserhalb, um an der Vereinigung, der Annäherung Aller zu arbeiten. Das waren die Unabhängigen.

So entspricht jede der grossen Gruppen thatsächlich einer bestimmten Periode des sozialistischen und revolutionären Handelns in Frankreich. Die Blüthezeit jeder der Gruppen war nie etwas Zufälliges, jede der sozialistischen Organisationen hat ihre bestimmte Wurzel in der Geschichte des Volkes. Aber wenn jede von ihnen eine historische Macht darstellt, so ist auch die Bewegung, welche sie heute einander nähert, morgen miteinander vereinigen wird, eine historische Macht. Die Vereinigung all dieser verschiedenen Elemente in eine grosse Partei wird nicht eine Beeinträchtigung der Originalität des französischen Sozialismus bedeuten, sie wird sie im Gegentheil sich erst voll entfalten lassen. Der geeinigte französische Sozialismus wird die verschiedenen Traditionen, aus denen er hervorgegangen, widerspiegeln. Auch im Auslande, in Deutschland und England, ist der Sozialismus nicht gleich einheitlich aufgetreten. Marx und Lassalle stellten verschiedene Streitkräfte, verschiedene Momente des deutschen Gedankens dar. Die Geschichte hat die Verschmelzung der Elemente bewirkt, welche sie zuerst zurückgestossen hatte. Was giebt es in England für grössere Gegensätze als die

Independant Labour Party und die Sozial-Demokratic-Federation. Hier die alte unionistische Tradition, freilich durch den Sozialismus verjüngt und zur Höhe einer Weltanschauung erhoben, — dort der theoretische Gedanke des Sozialismus, der dem mit näher liegenden Problemen beschäftigten englischen Proletariat so lange widerstrebte. Und doch ist es nur noch eine Frage der Zeit, dass diese zuerst so entgegengesetzten beiden Richtungen sich miteinander vereinigen.

Diese ursprüngliche Vielgestaltigkeit wird dem geeinigten französischen Sozialismus Reichtthum und Leben verleihen. Man könnte fürchten, dass die kühne Initiative in dieser grossen einigen Partei ein wenig abgeschwächt würde: je grösser die Masse wird, um so schwieriger werden die Verschiebungen innerhalb derselben. Aber gerade durch die Verschiedenheit der Elemente wird die geeinigte Partei gezwungen werden, allen Kräften das freieste Spiel zu lassen. Es wird Harmonie in ihr herrschen, es wird weder Unterdrückung noch Gleichförmigkeit geben.

Und wie gross wird die Macht des Sozialismus sein, wenn er zu einer Zeit, wo alle übrigen Gewalten in einer beständig zunehmenden Desorganisation begriffen sind, sich einig und geeint erheben wird!

Welch ein Leben, wenn auf den grossen, in bestimmten Zeiträumen wiederkehrenden Kongressen alle Fragen der Theorie, der Methode, der Taktik, welche den Sozialismus, das heisst die Menschheit interessiren, öffentlich werden diskutirt werden! Möge man sich hier besonders in Acht nehmen. Der Gedanke einer grossen Partei schliesst hier gewisse Gefahren in sich.

In Deutschland, das doch angeblich das Land der Disziplin, des sozialistischen Autoritarismus ist, werden alle Fragen unaufhörlich diskutirt. Es genügt eben nicht, immer wieder zwei oder drei Formeln auszusprechen, wenn man die Probleme lösen will. Diese Formeln der Bewegung des Lebens stets anzupassen, sie immer wieder an den Thatsachen zu messen, das erfordert eine beständige Regsamkeit des Denkens. Ich will hier nicht die so verschiedenen, so dringenden, so weitgehenden Fragen aufzählen, die uns von den Ereignissen aufgeworfen werden, und die wir lösen müssen, wenn wir überhaupt weiter bestehen wollen. Aber damit sie dem Leben entsprechend gelöst werden, müssen alle lebendigen Kräfte des Sozialismus und des Proletariats herangezogen werden, um darüber zu berathen. Es ist daher offenbar nothwendig, regelmässig nationale Kongresse abzuhalten. Durch Krisen, wie die Dreyfus-Affaire, dürfen wir nicht mehr überrascht, nicht mehr rathlos gemacht werden. Die Gesamtheit der Sozialisten muss sich mit derartigen Problemen beschäftigen, die Fragen der Taktik müssen in aller Oeffentlichkeit debattirt und festgelegt werden.

Alle Gruppen, alle Sozialisten werden, um ihren Delegirten zum Kongress ein gebundenes Mandat geben zu können, genöthigt sein, die Fragen zu studiren, sie in öffentlichen Versammlungen zu diskutiren, und so wird eine derartige unablässige Agitation das revolutionäre Proletariat auf seine grosse bevorstehende Rolle vorbereiten. Eine gebieterische Nothwendigkeit führt uns also zu der Einigung der Partei und zur Einrichtung periodischer Parteitage.

Uebrigens hat die französische sozialistische Partei auch an sich allen Anlass, ihre Organisationsarbeit zu beschleunigen. Sie schickt sich ja an,

die Vorbereitungen zu dem internationalen sozialistischen Kongress im Jahre 1900 zu treffen. Schon jetzt ist es gewiss, dass alle Streitkräfte, alle Fraktionen des französischen Sozialismus dem Proletariat der gesammten Welt das Schauspiel einer vollkommeneren Eintracht geben werden.

Im Grunde ist die Einheit in den Köpfen und in den Herzen bereits vollzogen. Aber noch mehr: französische sozialistische Delegirte werden in sehr grosser Anzahl nach Paris zum internationalen sozialistischen Kongress kommen. Wird das in der That nicht ein erster allgemeiner Kongress des französischen Sozialismus sein? Die Spaltungen, die sich im Jahre 1889 in Paris vollzogen, sind nicht mehr zu befürchten. Würde dieser erste allgemeine Kongress des französischen Sozialismus nicht berufen sein, zu bestimmen, dass alle Jahre ein Kongress zusammentreten sollte? Wir sind auf dem Wege zur Einheit.

Vielleicht erscheinen diese Ideen den grossen Organisationen noch verfrüht oder unklug. Ich bin der Ueberzeugung, dass sie dem Gefühl einer grossen Anzahl von Genossen im Lande entsprechen. Auf jeden Fall können sie ohne jegliche Gefahr nur mit Zustimmung und durch das Zusammenwirken der Organisationen selbst verwirklicht werden. Es würde weit besser sein, mehrere Jahre noch die völlige und sichtbare Einigung der Partei abzuwarten, als sie ausserhalb der Organisationen zu versuchen. Sie, unsere glorreichen Vorkämpfer und Erzieher, müssen das Einigungswerk in die Hand nehmen. Was wir zu thun haben, das ist lediglich, sie daran zu erinnern, dass nach der Meinung vieler die Stunde gekommen ist.

## Adam Mickiewicz.

Von

Georg Haase.

(Dresden.)

Am 24. Dezember 1898 feierte das polnische Volk den 100jährigen Geburtstag seines grössten Dichters, eines Mannes, dessen ganzes Leben und Schaffen nur dem Kampfe für die höchsten Ideale der Menschheit geweiht war.

Mickiewicz stammte aus einer armen adeligen Familie. Seine Jugendzeit fiel in die ersten Jahre der Schmach des polnischen Volkes. Die herrschende Klasse kam gerade einen Augenblick zur Besinnung, sie sah ein, was sie am Volke, an seiner Unabhängigkeit gesündigt hatte, sie raffte sich auf, suchte das geistige Leben der Nation zu heben und bereitete sich zu Kämpfen mit dem Zarenthum vor.

Unter diesen Zeichen stand der bessere Theil des polnischen Adels, in dieser Weise wirkte er auf die Jugend ein und so genoss auch der junge Mickiewicz in seinem Elternhause eine streng nationale, daneben auch religiöse Erziehung. Seine Schuljahre verbrachte der junge Schlachzize am Gymnasium seiner Heimathstadt Nowogrodek und zeigte dort keineswegs besondere Fähigkeiten. Der Napoleonische Zug nach Russland machte auf den 14jährigen Schüler einen mächtigen Eindruck. Das junge Gemüth wird von der allgemeinen Schwärmerei erfasst — der Sieg des Korsen bedeute die Befreiung Polens — und Mickiewicz versucht, leider vergeblich, sich dem französischen Heer als

Freiwilliger anzuschliessen. Das Bild, welches uns das sehnsüchtige Polen im Jahre 1812 bot, gab uns der Dichter später in seinem herrlichen Epos: Pan Tadeusz wieder. 1815 bezog Mickiewicz die damals berühmte Universität Wilna. Er studirte erst Mathematik, widmete sich aber bald der polnischen Litteratur und Geschichte, die Lelewel in Wilna lehrte. 1818 lernte er ein hochgebildetes Mädchen, Maria Wereszak kennen. Obgleich Maria schon verlobt war, entspann sich zwischen beiden ein immer innigeres Verhältniss. In Wilna nahm Mickiewicz am geistigen Leben regen Antheil und wurde auch bald zum Mittelpunkte der geheimen Studenten-Verbindung der Philareten, des Bundes der Grossmuth. In dieser Umgebung entstand seine wunderbare Ode an die Jugend. Der Jugend gewidmet, ist sie eine Idealvorstellung Mickiewicz's, wie die Jugend sein müsste: „Erhebe Dich über die Erdentiefe und mit dem Blick der Sonne durchdringe der Menschheit Weite von Ende zu Ende.“<sup>1)</sup> In glühenden Worten weist Mickiewicz weiter der Jugend ihr Ziel: „Einig, junge Freunde, im Glücke Aller sind unser Aller Ziele! Den Kampf mit der alten Welt, mit der Finsterniss soll die Jugend endlich aufnehmen.“ Und von seiner erhabenen Höhe sieht der Dichter dann schon die Vorurtheile fallen, er grüsst die Vorboten der Freiheit . . .

Nach Beendigung seiner Studieren wurde Mickiewicz in Kowno als Lehrer der polnischen und lateinischen Sprache angestellt. Es wurde ihm nicht leicht, von seinen Wilnaer Freunden zu scheiden. Die Einsamkeit in Kowno, die schweren seelischen Qualen, die er Marias wegen litt, seine körperliche Krankheit — dies Alles brachte ihn in seinem neuen Wohnort in einen äusserst gereizten Zustand. Am 23. Juli 1821 wurde Marias Hochzeit gefeiert. Gerade in dieser Zeit befasste sich Mickiewicz viel mit Rousseaus, Byrons und besonders Goethes Werken. Unter diesen Eindrücken schrieb er einige Balladen und Romanzen und vor Allem die ersten zwei Theile *Dziady* (Totdenfeier) nieder. Sein Gedankenleben, seine inneren Kämpfe, die Widersprüche in sich selbst — dies Alles spiegelt sich in phantastischer, geisterhafter Weise — oft wirr und widerspruchsvoll — in seiner Totdenfeier wieder. Den Hintergrund der Dichtung bildet das heidnische Fest der *Dziady*.

Der zweite Theil des Werkes schildert seinen grossen Liebesschmerz und seine völlige Verzweiflung.<sup>2)</sup> In diesem Zustand, krank an Leib und Seele, hatte Mickiewicz das Bedürfniss, wieder zu seinen Freunden zurückzukehren, und siedelte nach Wilna über. Aus dieser Zeit stammt seine *Grazyna*, eine litthauische Erzählung. In fesselndster Weise führt uns der Dichter eine Begebenheit aus den Kämpfen der Litthauer mit den Kreuzrittern vor.

In Wilna vollendete Mickiewicz seine Ausbildung unter Lelewels Leitung und verkehrte wieder in seinem alten Kreise. Durch die Unvorsichtigkeit eines jungen Gymnasiasten wurde im Jahre 1823 die russische Regierung auf die Strömungen der Wilnaer Jugend aufmerksam und schickte ihren Kommissar Nowosilkow nach Wilna. Der ordensbegierige Beamte entdeckte bald die Verbindung der Philareten und wusste sie zu seinem eigenen Vortheil zu einer „gefährlichen“ zu stempeln.

1) Eine Uebersetzung der Ode war nicht zu erlangen, deshalb geben wir die Sätze in Prosa wieder.

2) Der I., II. und IV. Theil der *Dziady* bilden die sog. *Gustav*, der III. Theil, der später geschrieben ist, die *Konrad*-Dichtung.

Verhaftungen der Studenten folgten, auch Mickiewicz blieb nicht frei. Er erlitt in Wilna eine halbjährige Untersuchungshaft. In dieser Zeit der krassesten Gewaltherrschaft — Nowosilkow, vom Grossfürsten Konstantin mit unbegrenzter Machtvollkommenheit ausgerüstet, war Ankläger, Richter und Henker zugleich — in der der Dichter die Leiden seines Volkes tagtäglich beobachten konnte, fing auch für ihn eine neue Lebensperiode an. Im Kerker gab Mickiewicz die ihn zérfleischende unglückliche Liebe auf, da wurde er zum Geisteskämpfer seines Volkes, da erstand der Dichter, dessen Feder von nun ab nur dem Kampfe gegen Unterdrückung und Knechtung geweiht war. Seine und seiner Freunde Erlebnisse im Gefängniß, die Gedanken, die ihn in der einsamen Zelle erschütterten, finden wir in dem dritten Theil der Dziady, der später erschienen ist. Nach beendeter „Untersuchung“ wurde ein grosser Theil der studentischen Wilnaer Jugend nach Sibirien, Mickiewicz und einige Andere ins Innere Russlands verbannt. Mickiewicz musste sich nach Petersburg begeben. Dort schrieb er einige Gedichte, die er „seinen russischen Freunden“ widmete.

In wunderbarer Weise schildert uns der Dichter das Leben in der Hauptstadt, die Fäulniß der „Gesellschaft“, die Knechtschaft des Volkes. Seine Truppenrevue bringt eine scharfe satirische Kritik des russischen Militarismus, des Zaren und seiner Schergen:

„Vor'm Feuer schrickt kein General zurück, —  
 Triff's ihn: der Zar wird ihm ein Lächeln spenden;  
 Doch zuckt die Ungnad aus des Zaren Blick,  
 Wird er erleichen, wanken, oft verenden.  
 Ein Hofmann aber ist schon eher stoisch,  
 Er trägt den Zorn erhaben und heroisch,  
 Wird nicht erkranken, wird sich nicht entleiben,  
 Nur in sein Landhaus zieh'n und Briefe schreiben:  
 Der an des Herrn Kämmerers Adresse,  
 Der an die Hofdam', der an die Maitresse,  
 Die Liberalern an des Kutschers Gnaden  
 Und nach und nach verbessert man den Schaden,  
 Die Gunst ist wieder da! —“

In dem Gedicht Petersburg bricht des Dichters Leidenschaft und Rachegefühl wieder hervor. Er — der Fremdling — steht auf der Strasse, sinnt Verse:

„Denn brütend lässt er in das Schloss des Zaren  
 Die Augensterne, wie zwei Messer, fahren,  
 Dem Simson gleich, da er voll wilder Lust,  
 Gekettet und verkauft in Feindes Hand,  
 Am Säulenkopfe der Philister stand. —“

Dies war der Seelenzustand Mickiewicz's in der Verbannung. Anfang 1825 ging er nach Odessa, um am dortigen Lyceum eine Lehrerstelle zu besetzen. Bald wurde ihm aber der Aufenthalt in der Stadt verboten. Mickiewicz bereiste nun einige Monate die Krim — seine Reise-Eindrücke schrieb er in den herrlichen Sonetten nieder. Im November 1825 bekam der Dichter eine Anstellung in Moskau beim General-Gouverneur Galicyn. Dort verkehrte er viel in den litterarischen und revolutionären Kreisen und wurde auch mit dem berühmten russischen Dichter Puschkin bekannt. Hier begann

Mickiewicz das russische Volk zu achten und allmählich stieg in ihm der Gedanke des gemeinsamen Kampfes des polnischen und russischen Volkes gegen die zarische Herrschaft auf. Nach einiger Zeit siedelte er wieder nach Petersburg über. Dort entstand eines seiner schönsten Werke: Konrad Wallenrod. Das Epos ist ein leidenschaftlicher Aufruf zum Kampfe mit allen Mitteln gegen die zarische Uebermacht. Um es in Russland herausgeben zu können, musste der Dichter seine Gedanken in einen geschichtlichen Stoff verbergen. So bilden den Hintergrund des Epos wieder die lithauischen Kämpfe mit den Kreuzrittern. Aber das Bild der Todesverachtung, das da entrollt wurde, der Aufopferung für sein Volk, der Zähigkeit konnte den Polen nicht unverständlich bleiben. Mit Jubel würde das Werk aufgenommen — die Regierung verbot nun sein Erscheinen. 1829 erlangte Mickiewicz die Erlaubniss, ins Ausland zu fahren. Er weilte in verschiedenen deutschen Städten — in Weimar besuchte er Goethe — und ging dann nach der Schweiz und Italien. In Rom erfuhr Mickiewicz vom Ausbruch des November-Aufstandes in Polen. Er brach sofort auf. An der Grenze angelangt, musste er die traurige Nachricht vernehmen, dass der Aufstand schon niedergeschlagen sei. Mickiewicz wandte sich nach Dresden. Unter dem schmerzlichen Eindruck der Ereignisse schrieb er dort den schon erwähnten dritten Theil der Dziady. Gewidmet ist er drei seiner „Mitschüler, Mitgefangenen, Mitverbannten, um die Liebe zum Vaterland verfolgt, aus Sehnsucht nach dem Vaterland gestorben.“ In den ersten Szenen führt uns der Dichter in den Wilnaer Kerker. Einige gefangene Studenten sitzen zusammen. Konrad ist der Dichter selbst. Der eine erzählt von der Verschickung der Gefangenen, die er mit angesehen hatte: unter Trommelwirbel, mit Bajonetten führt man sie fort; ein Kind von 10 Jahren, gekettet, ist dazwischen; es beklagt sich und der Polizei-Chef tragt nach seinem Begeh:

„Ein braver Polizei-Chef,

Er hat ein menschlich Herz, besieht die Kette:

Zehn Pfund — das vorgeschriebene Gewicht.“

Eine blasse, abgezehrte Jünglingsgestalt zieht vorüber, muthig erhebt sie sich im Wagen und ruft laut:

„Noch ist Polen nicht verloren.“

Der Transport ist bald vorbei — der letzte Gefangene kommt. Er kann kaum gehen. Man hatte ihn beim letzten Verhör halb todtgeprügelt. Er wankt und fällt. Man trägt ihn in den Wagen und die Kutsche rollt mit der Leiche hinweg . . .

Die Gefangenen sind erschüttert. Bald singen sie ein Liedchen, dessen letzte Strophe lautet:

„Aus dem Hanf macht man ein Schnürchen,

Schnürchen kann noch Ehr' erfahren:

Kann noch, silbergrau umwunden,

Einst ein Strick sein für den Zaren.“

Und Konrad begeistert seine Freunde:

„Ja Rache, Rache blutig und schwer!

Mit Gott! und ob's auch trotz Gott wär!“

Es folgt das herrlichste Stück des Werkes: die Improvisation. In seinem unendlichen Schmerz über die Knechtschaft seines Volkes spannt Konrad seine



Gedankenkraft immer mehr an, er will immer mehr und mehr leisten und schwelgt stolz in seinem ungeheuren Selbstbewusstsein, seinem „Ich“. —

„Ja, Gott — Natur! Dir ziemt wohl der Gesang!

Das grosse Lied der Schöpferherrlichkeit!

Ein solches Lied ist des Lebens Kraft und Drang,

Ein solches Lied Unsterblichkeit!

Ich fühl Unsterblichkeit, ich schaff Unsterblichkeit:

Sag' mir, o Gott, was Gröss'res Dir gelang?“

Und als Gott schweift Konrads Geist schon in den Höhen — doch sein Leib, sein Herz, ja sein Lieben bleiben bei seinem Volke! Und er liebt sein Volk, so heiss nur ein Mensch lieben kann!

„Ich halte es an meinen Busen gepresst,

Ein Freund, ein Liebender, ein Gemahl,

Ein Vater! — Ich will es heben, beglücken,

Der Welt zum Staunen und zum Entzücken.“ —

Und dazu fordert er von seinem Gott die Macht. Und in cäsarischem Wahnsinn bekennt er: herrschen will er, herrschen mit des Gefühles Gewalt — ewig und unsichtbar! Und sein Gott giebt ihm die Macht nicht — da wendet er sich mit heisser Leidenschaft gegen ihn — er droht und wüthet. Im Namen seines Volkes will er sich die Macht, die er braucht, erzwingen. Er greift des Gottes Liebe an, droht nochmals und . . . bricht zusammen.

Die weiteren Szenen schildern uns die Gewaltherrschaft der Russen in Polen in krassesten Bildern. Auch hier kommt überall die mächtige Leidenschaft und der dämonische Hass des Dichters gegen die Unterdrücker zum Ausbruch.

1834 begab sich Mickiewicz nach Paris. In der französischen Hauptstadt hatten sich die meisten polnischen Flüchtlinge wiedergefunden. In Sehnsucht nach dem Vaterlande schrieb der Dichter hier Pan Tadeusz — ein Epos aus dem Leben des polnischen Volkes und Adels am Anfang des Jahrhunderts. Das Werk ist wohl das vollkommenste, was Mickiewicz geleistet hat. 1838—40 lehrte er Litteratur an der Akademie in Lausanne, 1840—1844 hielt er in Paris die berühmten Vorträge über die Geschichte der slavischen Litteratur.

1848 eilte er nach Italien und organisirte zum Kampf gegen Oesterreich eine polnische Legion, die sich aber nach dem Friedenschlusse auflöste. 1849 gab Mickiewicz in Paris die Tribune des peuples heraus, ein Blatt, welches die revolutionären Bewegungen aller Länder unterstützte und auch dem Sozialismus huldigte. Das Erscheinen der Zeitung wurde nach dem Fall der Republik verboten. Beim Ausbruch des Krim-Krieges versuchte Mickiewicz wieder die Bildung einer Legion. Er fuhr nach Konstantinopel, erlag aber schon am 26. November 1855 der dort wüthenden Cholera . . .

„Im Glücke Aller sind unser Aller Ziele“.

Diese goldenen Worte hat Mickiewicz nicht nur ausgesprochen — nein, sein Leben lang hat er auch nach ihnen gehandelt. Und das ist für den Dichter kennzeichnend — er feuert an und greift selbst zur That. Zwei Versuche macht Mickiewicz um Streitkräfte zum Kampfe gegen die Zarenherrschaft zu sammeln — beide misslingen. Der glühende Hass gegen die Unterdrückung, dem der Dichter in vielen seiner Werke so leidenschaftlich Ausdruck giebt, ist für die revolutionäre Bewegung in Polen auch noch heute von unschätzbarem Werth.

Und revolutionär war Mickiewicz, von Jugend auf bis zum Tode. Das Programm, das er für ein freies Polen aufstellte, lautet: „Vollständige Religions- und Redefreiheit; jeder Volksgenosse ist Bürger, jeder Bürger ist vor dem Gesetze und der Verwaltung gleich; jedes Amt ist wählbar, frei gegeben, frei genommen. Dem Juden, dem älteren Bruder, Achtung und Brüderschaft; gleiches Recht in Allem und Hülfe zu seinem ewigen und Lebensglück. Der Lebensgefährtin, der Frau Brüderschaft und Bürgerrechte, gleiches Recht in Allem. Jeder Familie ein Stück Land unter dem Schutze der Gemeinde. Jeder Gemeinde Gemeindeland unter dem Schutze des Volkes. Christliche Hülfe jeder Nation wie dem Nächsten.“ Mickiewicz war schon in Paris mit den französischen Sozialisten bekannt geworden und in seinen Vorträgen: des Slaves, huldigte er auch sozialistischen Tendenzen. In der Programmforderung des Gemeindelandes verleiht er seinem Agrar-Kommunismus deutlichen Ausdruck. Aus den anderen Punkten spricht Mickiewicz freiheitlicher demokratischer Geist. Im Jahr 1832 in der Verbannung, im Schmerze über den niedergeschlagenen Aufstand, in grösster Verzweiflung schrieb Mickiewicz seine schon erwähnte Improvisation. Und wenn Mickiewicz in seinem mächtigen Thatendrang ausruft:

„Die Macht, ich beschwöre Dich! Ein winziges Stück,  
Nur soviel als Ehrgeiz auf Erden vermag,  
Damit allein, was schuf' ich für Glück!“

so sind wir mit diesem Beglückungsdespotismus zwar wenig einverstanden, aber die trostlosen Verhältnisse machen ihn erklärlich. Das Verlangen des Dichters ist für uns um so interessanter, als auch in der revolutionären sozialistischen Bewegung in Polen bis vor wenigen Jahren nur eine kleine Minorität handelte und sich aufopferte, ohne die Massen selbst zum Kampfe heranzuziehen.

Und wenn der Dichter in derselben Improvisation sagt:

„Allein! Was Menschen! Sing' ich für Menschenohr?  
Vernimmt ein Ohr des Liedes Gedanken ganz  
Umfasst ein Aug' all seinen Strahlenglanz?  
Unseliger Thor,  
Wer Zung' und Ton müht für Menschenohr!“

so ist dadurch bewiesen, dass er sie im unnatürlichen Zustand entwarf. Es ist nämlich in einem späteren Gedicht sein sehnlicher Wunsch, dass seine Lieder einst in jede Dachstube Eingang finden. Einseitige „nationale“ Ansichten waren Mickiewicz fremd. Was nützt uns, fragt er in seinem Pan Tadeusz, die Unabhängigkeit, wenn unser Volk nicht glücklich ist? Und deshalb lässt er seinen Helden die Bauern befreien. Trotz seiner schwärmerischen Anlage, beweist er in seinen politischen Artikeln, in der Pilgerfahrt des polnischen Volkes, 1833 veröffentlicht, eine treffende und nüchterne politische Auffassung. „Kein Monarch kann Polen befreien, denn das Interesse des polnischen Volkes berührt zu viel Fragen und ist zu eng verbunden mit dem Erfolg der Revolution. Und so wird die Angelegenheit Polens nicht eher vor das europäische Gericht gezogen, bis die Revolution die heutige politische Zusammensetzung aus den Fugen bringt und irgendwo einen neuen Staat oder eine revolutionäre Regierung schafft. Instinktiv fühlen die Regierungen, dass die polnische Angelegenheit für sie ein Sterbenssymptom bedeutet. Noch besser fühlen es die Völker. Die Feinde der alten Ordnung in Europa sind unsere einzigen Verbündeten.“

Sein politisches Glaubensbekenntniss lautet: „Wir halten Diejenigen für gute Politiker, die nicht warteten, sondern kämpften, sei es durch Untergraben der Grundsätze der eroberischen Regierungen, sei es durch Propaganda der Freiheitsideen, sei es schliesslich durch Konspirationen oder Attentate auf die Despoten.“

Die materialistische Geschichtsauffassung kannte Mickiewicz nicht, in seinem ungestümen Drange fordert er immer Thaten, ja selbst Attentate. Auch dies ist aus der Unterdrückung der barbarischen Gewaltherrschaft heraus erklärlich. In Angelegenheiten der Völker hält er die Vernunft für schwerfällig und verderblich . . . Mickiewicz hasste das Zarenthum, dessen barbarisches Wesen er von den Mongolen ableitete, mit ganzer Seele liebte er aber das russische Volk. Sein Ideal war die Verbindung der slavischen Völker in eine Föderativrepublik auf agrarkommunistischer Grundlage. Mickiewicz lebte in einer Zeit, wo der Grosskapitalismus auf dem Kontinent noch in den Kinderschuhen steckte, er selbst stammte aus einem Lande, das sich zur Zeit ausschliesslich der Landwirtschaft widmete, als Dichter und Schwärmer lag es ihm auch fern, sich mit wirthschaftlichen Gesetzen und Theorien zu befassen und so ist leicht erklärlich, dass Mickiewicz sich über die Ursachen des Elends und die inneren Triebe des ökonomischen Systems nicht ganz im Klaren war. Er sah überall das Elend und die Rechtlosigkeit des Volkes, seine edle Seele bäumte sich dagegen auf, er erkannte den Sozialismus, fand in ihm die Erlösung und mit seiner ganzen geistigen Machtfülle trat er für ihn ein. Seine Tribune des Peuples vertrat energisch sozialistische Grundsätze. Wir geben hieraus einige seiner Gedanken wieder: „Die alte Gesellschaft und alle Diejenigen, die sie vertreten, haben aus dem Sozialismus ihr Todesurtheil heraus gelesen, ohne ihn richtig zu verstehen. Die alte Welt fühlt sich von allen Seiten angegriffen. Wenn es ihr an etwas nicht mangelt, so sind es gewiss Staatsanwälte und Gendarmen. Sie hat in ihrer Macht mehr brutale Kräfte, als früher das römische Reich, jetzt der russische Kaiser. Was ihr fehlt, das sind moralische Grundsätze, Ueberzeugung und Ideen. Der Sozialismus ist der Aufschwung unseres Geistes zu grösserer Glückseligkeit, nicht individualistisch, sondern gemeinsam und solidarisch.“

Und das ist Mickiewicz's Auffassung des Sozialismus, aus Gerechtigkeitsliebe, aus seinem Ideal nach Glück für die Menschheit entstanden. Im Gegensatz zu den französischen Utopisten steht Mickiewicz auf dem Boden des rücksichtslosen Klassenkampfes. So rief er ihnen zu: „Sagen wir im Voraus, dass ein jedes System Utopie bleibt, wenn wir glauben, dass wir es in Ruhe durchführen können, ohne Jemand zu beleidigen. Ihr gebt doch selbst zu, dass die Welt heute in Sklaven und Ausbeuter getheilt ist, in die Opfer der Tyrannei und die Bedröcker, und da wollt ihr die Welt durch Harmonie des Bösen mit dem Guten beglücken?“

In Paris wurden Arbeiterwohnungen gebaut; in scharfen Worten erörtert Mickiewicz dem Proletariat, es solle ja der bürgerlichen Welt nicht trauen, die bloß durch die Juli-Revolution gezwungen worden sei, sich mit dem Wohle des Arbeiters zu befassen. Kennzeichnend für Mickiewicz ist, dass er vollständig auf dem Boden des Internationalismus stand. Die Völker, sagt er, zu Hass geschürt, morden sich gegenseitig und vernichten immer mehr die Begriffe der Moral, der Gerechtigkeit und Liebe; sich gegenseitig für Feinde ansehend, wirkten

Der Schritt von der Handspindel zur Spinnmaschine, von der Botenfrau zum elektrischen Telegraphen ist ein so gewaltiger, dass die dadurch bedingten Quantitäts-Unterschiede unmittelbare Qualitäts-Unterschiede hervorbringen mussten.

Bei der riesenhaft entwickelten Industrie und Technik von heute kann dagegen jeder Fortschritt immer nur quantitative Steigerungen auf dieser oder jener Seite hervorbringen. Es vermag die bessere Maschine, das verbesserte Verfahren einen veralteten Mechanismus oder ein antiquirtes Verfahren auszuschalten, aber immer ersetzt die neue Maschine nur eben wieder eine Maschine, die Leistungsfähigkeit wird auf einen höhern Grad gebracht, aber es werden nicht qualitativ neue Leistungen erzeugt. Aus diesem Grunde vermag auch die moderne Elektrotechnik, so überschwänglich sie auch gepriesen wird, doch nicht mehr dieselbe revolutionäre Rolle zu spielen, wie dies noch vor zwei Menschenaltern Dampfmaschine und elektrischer Telegraph thaten.

Es wäre durchaus falsch, anzunehmen, dass die Elektrotechnik für sich allein den Kapitalismus in ähnlicher Weise zu depossediren vermöchte, wie es Spinnmaschine und Dampfmaschine mit der feudalistischen Produktionsweise definitiv gethan haben. Die Ausnützung der vorhandenen Naturkräfte durch die Dynamomaschine in günstigerer und relativ billigerer Weise als es durch die Dampfmaschine der Fall ist, die Verbilligung in der Herstellung von Metallen, die Erleichterung chemischer Verfahren durch die Elektrizität: dies Alles hat einen gewaltigen Einfluss auf die Preisbildung der Waaren; die neue Indienststellung von tausenden und abertausenden von Pferdekraften in den Produktionsprozess erhöht die Produktionsfähigkeit und kürzt die Produktionsfristen ab. Eine unmittelbare Verbilligung der Waaren und damit auch eine breitere Absatzmöglichkeit derselben ist die Folge. Aber immerhin arbeitet doch auch der elektrische Strom selbst in den gigantischen Anlagen der Niagara-Werke und anderer riesenhafter Elektrizitäts-Zentralen für Kraftversorgungszwecke in genau derselben Richtung wie es seiner Zeit die Dampfmaschine gethan hatte. Selbst wenn das Problem gelöst würde, die gewaltigen Verluste zu eliminiren, die heute noch mit der Erzeugung des elektrischen Stromes durch die Dampfmaschine verbunden sind, wo beinahe 90 % Verluste der in der Kohle aufgespeicherten Wärme mit in den Kauf genommen werden müssen, wenn also mit andern Worten das elektrische Wärmeproblem gelöst würde: selbst dann würde doch nur eine graduelle Steigerung in dem gegenwärtig geübten Produktionsverfahren eintreten. Die motorische Kraft würde billiger sein, der elektrische Strom würde im breitesten Maasse angewandt werden; aber da die Kosten für die motorische Kraft immerhin nur einen Bruchtheil der gesammten Produktions-Unkosten ausmachen, so würde mit der Verbilligung der motorischen Kraft dieser Prozentsatz etwas verringert werden, aber im Endresultat würde kaum eine wesentliche Aenderung eintreten.

Hier an dieser Stelle ist denn auch der grundlegende Fehler zu erblicken, der von manchen Nationalökonomern und Elektrotechnikern gemacht worden ist, die da meinen, dass durch die Einführung von Kleinmotoren dem Handwerk neuer Lebenssaft geschaffen werden könnte.

Noch vor einigen Jahren schrieb Professor Slaby: „Sobald dem Handwerk die Quellen billiger mechanischer Triebkraft fließen, wird es mit seinen Erzeugnissen denen der Grossindustrie erfolgreich Konkurrenz machen, wird es dieselbe

sogar in vielen Fällen überflügeln können“; und Professor Releaux führt in seiner Schrift: Die Maschine in der Arbeiterfrage aus: „Geben wir dem Kleinmeister Elementarkraft zu ebenso billigem Preise, wie sie dem Grosskapital zu Gebote steht, und wir erhalten diese wichtige Gesellschaftsklasse, wir stärken sie, wo sie glücklicher Weise noch besteht, wir bringen sie wieder auf, wo sie bereits im Verschwinden ist.“

Es ist sehr bezeichnend, dass diese Ausführungen in den Kreisen der Kleingewerbetreibenden so gut wie keinen Nachhall gefunden haben, und dass die Ideale der Handwerker-Organisationen auf ganz andern Gebiete als auf dem der Zuführung billiger Betriebskraft liegen. Trotzdem haben sich mit dem Aufschwunge der Elektrotechnik die Stimmen derer noch vermehrt, die dem Handwerk durch die Zuführung des Elektromotors eine neue Blütheperiode prognostizieren. Seit W. Siemens vielbesprochener Prophezeiung wurde es förmlich Mode, derartige Zukunftsmusik zu machen. „Die elektrische Kraftübertragung,“ schrieb Prof. Thurston, „wird mit dem Fabrikwesen aufräumen und den zu Hause arbeitenden Mann noch einmal befähigen, auf gesunder Grundlage mit dem Kapital in gewissenlosen Händen zu konkurriren;“ und noch vor Kurzem führte Geheimrath Prof. Dr. Aron im Verein Berliner Kaufleute und Industrieller aus, dass mit dem elektrischen Motor der kleine Mann, der durch die Dampfmaschine und deren Massenproduktion, wie es schien, erdrückt werden sollte, neuerdings in den Stand gesetzt sei, die Konkurrenz aufzunehmen; denn während das Aufstellen von Gasmotoren und Dampfmaschinen mit so grossen Kosten verbunden war, dass er sie nicht aufzubringen vermochte, wird ihm heute durch den elektrischen Motor von einer Zentralstation dieselbe Kraft und zu demselben Preise zugeführt, die die Maschinen des Grossindustriellen in Bewegung setzt und damit hätte also der menschliche Geist, was er damals scheinbar verbrochen, wieder gut gemacht.

Es bedarf keiner langen Beweisführung, dass alle diese Schlussfolgerungen auf einer völligen Verkennung der Rolle aufgebaut sind, die der Motor in der Produktion spielt. Ganz abgesehen von der kapitalistischen Ueberlegenheit des Grossbetriebes vor dem Kleinbetrieb, die dem Grossunternehmer gestattet, sich mit einer sehr kleinen Profitrate zu begnügen, während die Kleinunternehmer zur Erzielung eines auch nur halbwegs nennenswerthen absoluten Profits mit einem sehr grossen Relativprofit zu arbeiten gezwungen ist, drückt auch schon die technische Ueberlegenheit des Grossunternehmers den Kleinindustriellen zu Boden. In dem Manufakturbetriebe prägt sich die technische Ueberlegenheit in der Anwendung zahlreicher Theilarbeiten aus, in dem Fabrikbetriebe aber in der Anwendung eines ganzen Systems von Arbeitsmaschinen.

Natürlich sind diese Arbeitsmaschinen ohne entsprechenden Motor so gut wie werthlos. Macht man dem Kleinmeister dann den denkbar billigsten Kleinmotor zugänglich, so ermöglicht man es ihm, die eine oder die andere Formänderungsmaschine zu betreiben, noch lange aber nicht die Anwendung eines ganzen Systems organisch zusammenarbeitender Werkzeugmaschinen, zu deren Anschaffung selbst wieder Riesenkapitalien gehören.

Es wäre auch sehr bedauerlich, wenn die kapitalistische Produktionsweise durch die Elektrotechnik zu Gunsten des handwerkemässigen Zwergbetriebes aufgehoben werden würde, denn man darf nicht vergessen, dass sich in letzter Linie der Kapitalismus gerade durch seine positiven Leistungen, durch Vervoll-

kommlung der Verfahren, durch Verbesserungen in der Technik um die kulturelle Entwicklung verdient gemacht hat. Diese Leistungen des Kapitalismus würden sofort zunichte gemacht werden, wenn man an die Stelle der durch die kapitalistische Entwicklung weitsichtig gemachten Grossindustriellen den seiner Natur nach rückständigen Kleinmeister setzen wollte. — Aber wie gesagt, diese Befürchtung wird sich nicht erfüllen, denn ihrer Natur nach ist die elektrische Kraft eine Dienerin des Riesenunternehmens und nicht des Kleinmeisters.

Wird dem Kleinmeister motorische Kraft mit Hilfe der Elektrizität billig zugeführt, so wird er nicht gehoben, sondern es wird, wie ich bereits an anderer Stelle ausgeführt habe, der Fabrikarbeiter zum Hausindustriellen gemacht, er wird auf die niedrigste Stufe der sozialen Hierarchie herabgedrückt. Dass von der Dezentralisierung der Kraft thatsächlich eine Befruchtung der Hausindustrie erwartet wird, sprach kürzlich ganz ungeschminkt in einem Gutachten über ein in Krefeld zu errichtendes Elektrizitätswerk die dortige Handelskammer aus, indem sie unter Exemplifikation auf St. Etienne, wo die Edison-Gesellschaft den Hauswebern gegen Leihgebühr und Abzahlungsraten, Elektromotoren zur Verfügung stellt, ausführte, dass eine solche Anlage der Ausdehnung bestehender, und der Etablierung neuer Industrien förderlich sein und zur Erhaltung der Hausindustrie beitragen würde. Die Anlage von kleinen mechanischen Betrieben, von Webstühlen und sonstigen Textilmaschinen in Wohnhäusern, wie sie schon sehr wirksam in St. Etienne unter Zuhilfenahme elektrischer Kraft ins Leben gerufen ist, liegt nicht nur im Interesse der Arbeitnehmer (?) der Hausindustrie, sondern auch in dem mancher Fabrikanten, welche davon absehen müssen, grosse mechanische Fabriken einzurichten. Wenn schon Marx die moderne Hausindustrie das äussere Departement der Fabrik nennen konnte, weil der Fabrikant die Rohstoffe liefert und der einzige Abnehmer der Waaren ist, der Kaufpreis also nichts anderes als einen reinen Arbeitslohn darstellt, so trifft das für die dezentralisirte Industrie, wie sie durch den Kleinmotor geschaffen wird, in verstärktem Maasse zu. Besitzer der Rohstoffe und der Maschinen bleibt der Unternehmer. Der vorgebliche Kaufvertrag ist in Wahrheit ein nur zu durchsichtiger Leihvertrag. Während aber im Fabrikbetrieb die Amortisationsquote der Maschinen auf den Waarenpreis geschlagen wird, stellt sie sich nun in der Gestalt der Kaufrate als Abzug vom Arbeitslohn dar; der Unternehmer bekommt zu seinem Mehrwerth die Amortisationsquote als baaren Zuschlag. Das bedeutet in Wahrheit auf der einen Seite nur eine noch raschere Kapitalkonzentration, auf der andern Seite aber eine weitre Verschlechterung der sozialen Lage des Arbeiters, wenn er auch jetzt auf dem Kothurn des selbstständigen Meisters einherschreitet.

Auf diesem Gebiete kann allerdings die Elektrotechnik eine sehr bedeutungsvolle Rolle spielen, aber im Wesentlichen doch keine andere Rolle, als sie jede andere zentrale Energieversorgung, Gaszentralen, Acetylenwerke, Seiltransmissionsanlagen mehr oder weniger vollkommen auch zu leisten vermögen.

Auch der Einfluss, den die Elektrotechnik auf das Verkehrswesen auszuüben berufen ist, wird meines Erachtens überschätzt. Es ist ja nicht zu bestreiten, dass jede Erleichterung des Kommunikationswesens eine einschneidende Wirkung nicht blos auf Handel und Verkehr ausübt, dass sie die Rassen- und Nationalitäten-Gegensätze abzuschleifen vermag, — wird doch jede Periode reichern technisch-ökonomischen Schaffens durch die erleichterte Kommunikation mit

inauguriert, — aber gerade auf diesem Gebiete weist die Elektrotechnik die geringsten graduellen Unterschiede gegenüber den älteren technischen Mitteln auf, ist doch derzeit noch nicht einmal die Frage des elektrischen Betriebes auf Vollbahnen befriedigend gelöst.

Der einzige wirkliche Vorrang, den die Elektrizität vor andern technischen Mitteln bis vor einigen Jahren hatte, war auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens vorhanden, aber indem die gewaltige Ueberlegenheit des elektrischen Lichtes insbesondere die Gasindustrie zu aussergewöhnlichen Anstrengungen anspornte, sind dem elektrischen Lichte so gefährliche Rivalen erwachsen, dass heut von einer wesentlichen Ueberlegenheit des elektrischen Lichtes vor der Hand nicht mehr gesprochen werden kann.

Hält man dies Alles zusammen, so wird man zugeben müssen, dass die Elektrotechnik in der Gegenwart zwar eine überaus grosse Rolle in Industrie und Technik spielt, dass sie auf eine ganze Reihe von Produktionsverfahren einen bedeutenden Einfluss ausgeübt hat und dass ihr in der Zukunft noch eine überreiche Fülle von Aufgaben zur Lösung vorbehalten bleiben, dass sie aber nichts desto weniger — abgesehen von ihren Leistungen in der Telegraphie, die aber in eine bereits verfllossene Periode hincinfallen — an keiner Stelle einen entscheidend „revolutionirenden“ Einfluss ausgeübt hat und dieses ihrer ganzen Natur nach auch nicht so vermochte, als dies durch die grossen technischen Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts geschehen war.

## Versuch einer sozialen Mechanik.

Von

Leon Winiarski.

(Geof.)

Wenn die Soziologie sich noch vollständig in dem Stadium der „langweiligen Litteratur“ befindet, so liegt das daran, dass es ihr noch nicht gelungen ist, die soziale Evolution als Ganzes zu umfassen und eine einheitliche Methode einzuführen. Jeder der Fachschriftsteller widmet sich nur einem Faktor der sozialen Entwicklung: dem geographischen (Metschnikow, Reclus etc.), dem ökonomischen (Marx und Engels), dem intellektuellen (Comte), dem Nachahmungstrieb (Tarde), dem Kampf der Rassen (Gumplowicz) etc. etc.; diesen hält er dann für den hauptsächlichsten und für ausreichend genug, um Alles zu erklären. Dabei wird dann übersehen, dass diese verschiedenen „Hauptfaktoren“ stets nur partielle Seiten desselben allgemeinen Phänomens darstellen. Die bisher auf diese Weise konstruirten Systeme der Soziologie erinnern an die Landkarten, welche die russischen Mönche im XVI. Jahrhundert zeichneten: Moskau mit der Darstellung des Kremls und der Hauptkirchen nahm die Hälfte der Weltkarte ein, Europa ein Viertel, und die anderen Welttheile das Uebrige.

Um die Einheit der Methode aufrecht zu erhalten, haben einige Schriftsteller ihre Zuflucht zu biologischen Analogien genommen, welche die Gesellschaft und den Organismus mit einander vergleichen. Ich unterschätze durchaus nicht den Werth, welchen eine derartige Methode haben kann. Aber hier weisen solche Analogien prinzipielle Fehler auf. Die in ihrer Entwicklung ursprünglich gleichartigen biologischen und soziologischen Phänomene differenziren sich später derartig und zeigen einen so widersprechenden speziellen Charakter, dass selbst gemilderte Identifizierungen, wie die von Spencer, von vollständigen,

wie die von Schäffle und Lilienfeld, ganz zu schweigen, die Forderungen einer noch so wenig wissenschaftlichen Methode nicht befriedigen können.

Sämmtliche Phänomene, mögen sie nun kosmischer, organischer oder soziologischer Art sein, sind den allgemeinen Gesetzen der Mechanik unterworfen, und ich sehe keine andre Möglichkeit, eine wissenschaftliche Methode in die Soziologie einzuführen, als in ihr den Wirkungen jener allgemeinen Gesetze nachzuforschen. Mit Recht sagt Giddings:<sup>1)</sup> „Die von Cournot, Jevons, Walras begonnene und von den österreichischen und amerikanischen Oekonomen fortgesetzte abstrakte Analyse hat gezeigt, dass die Erscheinungen der ökonomischen Wahl und infolgedessen die Verhältnisse, welche die Wahl entscheiden, bestimmt werden können, nicht nur wissenschaftlich überhaupt, sondern sogar mathematisch. Wenn die Soziologie wissenschaftliche Genauigkeit erlangen soll, so muss sie vor Allen in sich kohärent werden. Heute kann man einen grossen Theil der Soziologie nicht gegen die wissenschaftliche Kritik Derjenigen vertheidigen, welche die Möglichkeit einer allgemeinen Gesellschaftswissenschaft leugnen.“ „Die Soziologie,“ sagt derselbe Autor, „macht den Eindruck, als könne sie die Gesellschaft nur zeichnen, indem sie die Theile derselben aufzählt, und als müsse sie nothwendigerweise ausser Stande sein, die zu Grunde liegenden einheitlichen Gesetze zu zeigen.“ Diese kritischen Auslassungen erscheinen leider gerechtfertigt, ich will daher in diesem Essay zeigen, auf welche Weise man in die Soziologie eine wissenschaftliche Methode aufnehmen könnte, deren sich die reine politische Oekonomie bereits mit vielem Erfolge bedient.

## I. Das soziale Gleichgewicht.

Wir gehen von dem Axiom aus, dass der Egoismus und der Altruismus die fundamentalen Kräfte sind, welche für jedes in der Gesellschaft befindliche Individuum den Antrieb zu seinen Handlungen bilden. Wenn man die Individuen als Moleküle eines sozialen Aggregats betrachtet, so können diese beiden Kräfte wie die Anziehung und Abstossung n irgend einem materiellen oder kosmischen System betrachtet werden. Spencer sagt darüber: „Man kann die Materie nur als Aeusserung von Anziehungs- und Abstossungskräften begreifen... Wir sind genöthigt, alle Gegenstände als aus sich gegenseitig anziehenden und abstossenden Theilen bestehend aufzufassen.“<sup>2)</sup>

Der Egoismus und der Altruismus sind die beiden elementaren Kundgebungen der biologischen Energie, wie die Anziehung und Abstossung diejenigen der kosmischen Energie sind. Die biologische Energie drückt die Fähigkeit aus, irgend eine physische (Muskel-) oder eine intellektuelle (Nerven-) Arbeit auszuführen; sie hat mechanische Aequivalente, welche die Wissenschaft eines Tages genau wird bestimmen können; sie ist ein Produkt der universellen kosmischen Energie. Die biologische Energie hat in jedem Individuum und in jeder Gruppe von Individuen die Tendenz nach dem Maximum des Lustgefühls oder nach dem grösstmöglichen Glück hin. „Das Lustgefühl,“ sagt Edgeworth<sup>3)</sup> mit Recht, „hat sich im Laufe der Entwicklung über andere Energieen des Subjekts erhoben: über die Energie der Glieder, über die unbewusste Energie des Herzens, selbst über die bewusste Energie des Gehirns, und bestimmt deren Handeln.“ Das Lustgefühl, diese höchste Kraft, leitet alle Organe des menschlichen Körpers, welcher daher von Edgeworth mit einem von einem Fuhrmann geleiteten Wagen verglichen wird. Ein System solcher Fuhrleute und Wagen bildet die soziale Wissenschaft. Die Anziehungen und Abstossungen zwischen den leitenden Kräften, die Kollisionen zwischen den Wagen weisen eine anscheinende quantitative

<sup>1)</sup> Giddings: Principes de Sociologie. Giard & Brière, Paris.

<sup>2)</sup> Spencer: Premiers principes, pag. 240.

<sup>3)</sup> Edgeworth: Mathematical psychics, pag. 25.



Regelmässigkeit inmitten der erschreckenden Komplizirtheit der Phänomene auf, was diesem Gebiet in seinen Hauptzügen Aehnlichkeit mit der Elektrizität und dem Magnetismus verleiht. Die Auffassung des Menschen als einer Lustmaschine: Man as a pleasure machine, kann die Anwendung der mechanischen Terminologie in der Sozialwissenschaft rechtfertigen und erleichtern.

Aber man kann einwenden, dass dieser Wissenschaft die erste Bedingung der Berechnung fehlt, nämlich die Einheit. Aber dieses Maass existirt in abstracto wenigstens. Das Lustgefühl oder die subjektive Nützlichkeit hat zwei Dimensionen: die Intensität und die Zeit. Für die moralische Berechnung fehlt noch eine dritte Dimension: es ist noch das Lustgefühl einer Person mit demjenigen einer andern zu vergleichen, das Lustgefühl einer ganzen Gruppe oder das mittlere Lustgefühl abzuschätzen. Das ist ein Postulat der Gerechtigkeit und eine Konsequenz der sozialen Entwicklung. Man muss voraussetzen, dass ein von einer Person empfundenes Lustgefühl mit dem, welches eine andre Person empfunden hat, verglichen werden kann. Einmal die Möglichkeit, die Lustgefühle und die Nützlichkeiten der verschiedenen Personen zu vergleichen, zugegeben, werden diese Quantitäten durch Zahlen ausgedrückt werden können. Nachdem man die verschiedenen, von verschiedenen Leuten empfundenen Lustgefühle auf ein mittleres Lustgefühl zurückgeführt hat — was wenigstens in der Theorie möglich ist — wird es leicht sein, die von einer ganzen sozialen Gruppe empfundene Quantität von Lustgefühl abzuschätzen. In der Praxis bietet diese Berechnung unübersteigbare Schwierigkeiten. „Aber,“ sagt Edgeworth, „wir scheinen fähig zu sein, zu bemerken, dass da eine grössere, dort eine kleinere Quantität von Lustgefühl, von Glück vorhanden ist, und das genügt.“ So haben wir ein objektives, wenn auch sehr unbestimmtes Maass des Lustgefühls. Indessen ist es uns auch mit diesen unbestimmt gegebenen Grössen über die Quantitäten des Genusses möglich, in der Soziologie wissenschaftlich zu schliessen; allerdings nicht zahlenmässig, sondern in derselben Art, wie die unbestimmten Funktionen der Mathematik behandelt werden.

Nach dieser Methode ist ein System der reinen politischen Oekonomie konstruirt worden. Sehen wir zu, wie sie dabei verfährt. Sie sucht die Bedingungen des Gleichgewichts des aus Individuen bestehenden ökonomischen Systems, indem sie es mit dem Gleichgewicht eines materiellen Systems vergleicht, in welchem die Moleküle mit einander durch anziehende und abstossende Kräfte verbunden sind. (Pareto.) Jedes Individuum hat die Tendenz, das Maximum subjektiven Nutzens zu erlangen, und die Konkurrenz der Individuen genügt, um den Preis der Güter (der materiellen oder immateriellen) und ihre Vertheilung in automatischer Weise festzulegen.

Diese Vertheilung kann auf zwei Arten vor sich gehen: Wenn es die Kräfte der Anziehung oder des Altruismus sind, welche vorherrschen, dann wird die Vertheilung den Zweck haben, alle Wünsche in gleicher Weise zu befriedigen, d. h. nach der Vertheilung wird die Intensität der zuletzt befriedigten Wünsche bei allen Mitgliedern für alle Güter gleich sein. Diese Vertheilung ist eine kommunistische. Sie kann geschehen durch das automatische Spiel von Egoismus und Sympathie, wobei aber letztere vorherrscht, oder durch Zwang, z. B. durch die Autorität des Staates.<sup>4)</sup>

Wenn im Gegentheil die Abstossung in dem Zusammenwirken der Kräfte der Individuen vorherrscht, dann wird eine andere Vertheilung aufkommen. Die Güter werden sich nach den betreffenden Energien der kämpfenden Individuen vertheilen oder nach den

<sup>4)</sup> Gossen betrachtet den Fall der Vertheilung, wie sie unter dem Einfluss einer Autorität entsteht; dasselbe Resultat wird aber auch automatisch unter dem Einfluss der Cohäsionskräfte erhalten, z. B. in der Familie, wo jeder in gleicher Weise befriedigt vom Tische geht. Ueber die zwei Arten der Vertheilung siehe Walras: *Etudes d'économie sociale*. Paris 1897.

respektiven Intensitäten ihrer Wünsche,<sup>5)</sup> welche nach der Vertheilung nicht mehr gleich sein werden. Diese Vertheilung ist individualistisch. Aber in jedem Fall, sowohl bei der Vertheilung von Gossen als bei derjenigen von Jevons, wird bei freiem Walten der Kräfte der Individuen, im Moment der Herstellung des Gleichgewichts, das Resultat die Verwirklichung des Maximums an Lustgefühl, an ökonomischer Nützlichkeit sein, welches das System im Allgemeinen unter gegebenen Bedingungen hervorbringen kann. Jede der Vertheilungen bringt also ein, bald durch das Vorherrschen der anziehenden, bald durch das der abstoßenden Kräfte gegebenes Maximum der Nützlichkeit hervor. Diese beiden Maxima werden objektiv verschieden sein, z. B. werden sie sich durch verschiedene Quantitäten der von den Individuen erhaltenen Güter ausdrücken; aber jedes der beiden befriedigt auf die bestmögliche Weise die Bedürfnisse beider Gruppen, wenn die respektiven Gefühle ihrer Mitglieder gegeben sind. Jedes der beiden Gleichgewichte ruft das Maximum des subjektiven Nutzens oder des Glückes hervor. Dieses Maximum wird weder in dem einen, noch in dem andern Fall erreicht, wenn das freie Spiel der individuellen Energieen durch die Intervention des Staates gestört wird, welcher dem Einen fortrimmt, um dem Andern zu geben, oder um sich selbst einen Theil der Güter anzueignen; dieselbe Störung wird herbeigeführt werden durch die Einrichtung irgend eines Monopols. In jedem Fall erhält der Monopolinhaber mehr, als er bei einem freien Spiel der individuellen Kräfte erworben hätte, die andern Mitglieder weniger, als sie erhalten hätten; die Errichtung eines Monopols ist immer von einer Zerstörung einer gewissen Masse von Reichthum begleitet, oder anders ausgedrückt, jedes soziale Aggregat kann nicht sein ursprüngliches Maximum der Nützlichkeit erreichen bei der Errichtung des Monopols, welches ein maximum maximorum ist. Der Zustand bei einem Monopol giebt immer noch ein Maximum, das bestmögliche unter diesen Bedingungen, ein schlechteres aber, als es im Zustand der freien Konkurrenz sein würde.

Wir wollen noch bemerken, dass bis dahin alle diese Nützlichkeitsmaxima rein subjektiv, d. h. nur durch die unmittelbaren Empfindungen der interessirten Mitglieder abgeschätzt sind. Diese verschiedenen Maxima werden nur erreicht, wenn das Gleichgewicht hergestellt ist. Ein ökonomisches System ist im Gleichgewicht, wenn Kräfte vorhanden sind, die es bei einer Störung seiner ursprünglichen Lage wieder in diese zurückzuführen bestrebt sind. Die beiden wirkenden und gegenwirkenden Kräfte, welche das System ins Gleichgewicht zu bringen streben, sind einerseits die Tendenz, das Nützlichkeitsmaximum zu erreichen, und andererseits die Mühe, welche man sich geben muss, um die ökonomischen (materiellen und immateriellen) Güter zu produziren. In Wirklichkeit wird das Gleichgewicht niemals erreicht, denn in dem Maasse, als man sich ihm nähert, ändern sich die technischen Bedingungen der Produktion, wie auch die Bedürfnisse. Der wirkliche Zustand schwankt beständig um einen Zentralpunkt des Gleichgewichts, welcher sich selbst verschiebt. Das ökonomische Gleichgewicht ist also ein bewegliches Gleichgewicht. Das sind die Resultate, zu welchen die mathematische politische Oekonomie gelangt.<sup>6)</sup> Dieses System des Gleich-

<sup>5)</sup> Jevons: Theory of political economy. Cap. IV. Wir wollen noch bemerken, dass die beiden Verfasser sich nur mit dem Tausch zweier Waaren zwischen zwei Austauschern beschäftigen; aber dieselben Verhältnisse lassen sich leicht auf den Austausch einer beliebigen Anzahl materieller oder immaterieller Güter ausdehnen. Diese Ausdehnung des Problems von Jevons auf eine beliebige Anzahl ökonomischer Güter ist von Walras vervollständigt worden. (Éléments d'économie politique pure.)

Das Lustgefühl und der Wunsch sind Ausdrücke der biologischen Energie. Wir werden auf diesen Gegenstand in der Folge zurückkommen.

<sup>6)</sup> Ich will in diesem Aufsatz die von der reinen politischen Oekonomie erreichten Resultate erweitern, ohne im Uebrigen deren Grundlagen zu ändern. Um mehr Details zu erfahren, vgl. meine Arbeit: Deux Théories d'équilibre économique in der Revue internationale de Sociologie, Dez. 1896. Vgl. auch Pareto: Cours d'économie politique 2 vol.

gewichts kann nicht nur auf den ökonomischen Gesichtspunkt, sondern auch auf den sozialen Gesichtspunkt im Allgemeinen ausgedehnt werden. In der That strebt jedes Individuum danach, nicht nur das Maximum des ökonomischen Wohlbefindens zu erreichen, sondern im Allgemeinen das Maximum des Lustgefühls nach allen Richtungen, politisch, juristisch, ökonomisch, moralisch, ästhetisch etc. Diese aktive Kraft wird auch hier aufgewogen durch die Mühe, welche man sich geben muss, um dieses Ziel zu erreichen. Auch hier liegt ein Streben nach der Herstellung eines Gleichgewichts vor, welches niemals in Wirklichkeit erreicht wird, denn alle Bedingungen ändern sich beständig. Auch dies ist also ein bewegliches Gleichgewicht. Es kann aber auch der Art sein, dass es entweder durch das Uebergewicht der sympathischen, anziehenden Kräfte oder durch das Uebergewicht der antipathischen, abstossenden Kräfte hergestellt wird.

Im ersten Fall haben wir die soziale Vertheilung von Gossens, die kommunistische, im zweiten Fall die Vertheilung von Jevons, die individualistische. „Es kommt oft vor,“ sagt Spencer, indem er von der Anziehung und Abstossung in der physischen Welt spricht, „dass eine dieser beiden Kräfte ein so grosses Uebermaass zeigt, dass die Wirkung der andern vernachlässigt werden kann.“ Dasselbe kann man von der sozialen Welt sagen. Die vorhistorischen primitiven Gesellschaften stellen ein auf dem Ueberwiegen der Anziehungskräfte basirendes Gleichgewicht dar, bei den modernen Gesellschaften überwiegen die abstossenden Kräfte. Die Gossensche Vertheilung lässt sich mehr auf die ersteren anwenden, die Jevonssche auf die letzteren. Jede diese Vertheilungen verwirklicht ein unter den jeweiligen Bedingungen mögliches Maximum des sozialen Glückes.

In Wirklichkeit wirken, wie wir vorhin gesagt haben, die beiden Kräfte der Anziehung und Abstossung gleichzeitig, die ersteren drücken sich mehr in den moralischen, altruistischen Tendenzen jeder Gesellschaft aus, die letzteren in den egoistischen Tendenzen; beide zusammen haben das Bestreben, das soziale Nützlichkeitsmaximum zu fixiren. Da die beiden Kräfte Egoismus und Altruismus auf jedes Individuum einzeln wirken, so ist das soziale Gleichgewicht nothwendigerweise kompliziert, und das Maximum der sozialen Nützlichkeits, welches man auf diese Weise erhält, ist nothwendigerweise das auf dem ökonomischen und gleichzeitig das auf moralischem Gebiet. Die mathematischen National-ökonomien begehen oft den Fehler, diese beiden Dinge, welche untrennbar sind, trennen zu wollen. Es ist unmöglich, die Individuen als ausschliesslich durch ihr eigenes Interesse, im ökonomischen Sinne, also ausschliesslich durch die abstossenden Kräfte, angetrieben zu betrachten, denn es giebt in der Welt keine gleichen Individuen. Ich bestreite, dass es möglich ist, die Oekonomie von der Moral wie zwei verschiedene Dinge zu trennen. Es ist wahr, dass die Individuen immer durch ihr eigenes Interesse getrieben werden, aber man muss diesen Worten einen Sinn geben, welcher alle ihre Bedürfnisse umfasst: die persönliche Befriedigung, welche sich nicht allein in egoistischen, sondern auch in altruistischen Tendenzen ausdrückt. Das vom sozialen System realisirte Nützlichkeitsmaximum ist immer und gleichzeitig ökonomisch und moralisch. Ich muss also Jevons entschieden widersprechen, der in der ökonomischen Nützlichkeits-Einrichtungen sehen wollte, welche das persönliche Wohl im Auge haben, und in der moralischen Nützlichkeits-Einrichtungen, welche das soziale Wohl im Auge haben. Es ist unmöglich, diese Unterscheidung aufrechtzuerhalten: Wie man aus den Werken der Oekonomisten, welche den Egoismus als Ausgangspunkt nehmen (z. B. Pareto), sehen kann, sichert dieser Egoismus durch die freie Konkurrenz das soziale und nicht nur das individuelle Nützlichkeitsmaximum. Ebenso stellt sich, wenn man davon ausgeht, dass auch der Altruismus ein Bedürfniss ist, und dass eine

7) a. a. O. pag. 240—241.

Konkurrenz unter den Individuen wegen dieses Bedürfnisses stattfindet, insgesamt ein Gleichgewicht her, welches ein individuelles und soziales Nützlichkeitsmaximum sichert.

Das Maximum ist, wohl verstanden, rein subjektiv, da es das unmittelbare Wohl der Gesellschaft höchstens einer Generation im Auge hat. Was den Nutzen für die Masse und die objektive Nützlichkeit anlangt, so hat die Gesellschaft kein unmittelbares Bewusstsein hiervon, und ihr subjektives Wohl, sowohl ökonomisch wie moralisch, kann mit ihrem objektiven Wohl vollkommen in Gegensatz stehen; so kann eine Gesellschaft viel Alkohol wünschen und verbrauchen oder viel Mitleid üben, obgleich dieses zur Degeneration der Rasse führt. Wir können also sagen, dass das soziale Gleichgewicht bestrebt ist, sich durch das gleichzeitige Spiel seiner beiden fundamentalen Kräfte herzustellen und gleichzeitig das mit den existirenden Bedingungen vereinbare Maximum des individuellen und sozialen Glückes zu verwirklichen. Thatsächlich zeigt die reine politische Oekonomie genau, dass das Nützlichkeitsmaximum im Moment der Herstellung des Gleichgewichts verwirklicht ist. Andererseits sagt uns das erste Prinzip der Dynamik, das von Lagrange-Bertrand, dass jedes materielle System dahin strebt, im Moment der Herstellung des Gleichgewichts das Maximum der mit den existirenden Bedingungen vereinbaren Energie zu schaffen. Dasselbe gilt nicht nur von einem ökonomischen, sondern im Allgemeinen von einem sozialen System. Daher kann die soziale Dynamik als ein Theil der Dynamik im Allgemeinen betrachtet werden <sup>8)</sup>

<sup>8)</sup> Edgeworth hat so das Problem der wissenschaftlichen Soziologie vollkommen formulirt; leider hat er nicht den Charakter der Funktionen angegeben, welche in einem sozialen System den Funktionen eines materiellen Systems in den Lagrangeschen Gleichungen entsprechen. Pareto hat hierauf dasselbe Problem des sozialen Gleichgewichts in dem 2. Band seines Cours d'Economie politique wieder aufgenommen, aber er kam zu dem Resultat, dass wir weder über den Charakter noch über den Werth der oben zitierten Funktionen etwas wissen. Dennoch glaube ich, dass der Charakter dieser Funktionen, wenigstens in ihrer Allgemeinheit, schon angegeben werden kann. Die Gleichungen des sozialen Gleichgewichts können auf das Prinzip der virtuellen Bewegungen, kombiniert mit dem Prinzip von d'Alembert, zurückgeführt werden. Letzteres sagt uns, dass in jedem Moment Gleichgewicht herrschen würde zwischen den thatsächlich auf ein System von sich bewegenden materiellen Punkten wirkenden Kräften und den Kräften der Trägheit der verschiedenen Punkte dieses Systems, wenn diese Kräfte der Trägheit plötzlich thätig würden.

$X, Y, Z$  seien drei Kräfte, welche auf einen materiellen Punkt der Masse  $m$  wirken;  $t$  sei die Zeit, während welcher dieser Punkt die Linie durchläuft; seine Coordinaten seien  $x, y, z$ . Nach dem d'Alembertschen Prinzip herrscht Gleichgewicht zwischen den thatsächlich wirkenden Kräften und den Kräften der Trägheit:  $-m \frac{\partial^2 x}{\partial t^2} - m \frac{\partial^2 y}{\partial t^2} - m \frac{\partial^2 z}{\partial t^2}$ . Oder; anders ausgedrückt:  $X - m \frac{\partial^2 x}{\partial t^2} = 0, Y - m \frac{\partial^2 y}{\partial t^2} = 0, Z - m \frac{\partial^2 z}{\partial t^2} = 0$ . Wenn wir die Bedingungen der virtuellen Verschiebung des Punktes einführen, erhalten wir die Lagrangesche Formel  $(X - m \frac{\partial^2 x}{\partial t^2}) dx + (Y - m \frac{\partial^2 y}{\partial t^2}) dy + (Z - m \frac{\partial^2 z}{\partial t^2}) dz = 0$ , wo  $dx, dy, dz$  die in dem Punkte  $x, y, z$  gegebenen virtuellen Verschiebungen darstellen. Wenn es sich nicht um einen Punkt, sondern um ein materielles System handelt, setzen wir das Summationszeichen  $\sum$  voran.

Gehen wir zu einem sozialen System über: Wir stützen uns im Folgenden auf das seit Lagrange in die Wissenschaft eingeführte Verfahren der Verallgemeinerung der Coordinaten.  $dx$  wird statt einer Variablen des Raumes in unserem Falle irgend eine Variable der Empfindung sein.

Hier spielen die Individuen die Rolle der Punkte; die sie treibenden Kräfte  $X, Y, Z$  sind die Bedürfnisse, die Wünsche, ökonomischer, politischer, juridischer, moralischer Art etc.; die Kräfte der Trägheit:  $-m \frac{\partial^2 x}{\partial t^2}, -m \frac{\partial^2 y}{\partial t^2}, -m \frac{\partial^2 z}{\partial t^2}$  sind die Anstrengungen, welche die Individuen machen müssen, um jeden dieser Wünsche zu verwirklichen, die Arbeiten und die verschiedenen Entbehnungen, welche sie zu diesem Zwecke ertragen müssen.

Edgeworth drückt es folgendermassen aus: „Das Prinzip des grössten sozialen und Einzel-Glückes (Lustgefühls), welches an der Spitze der Moral und der Oekonomie steht, ist vollkommen analog dem Prinzip des Energiemaximums, welches eine der bedeutendsten Verallgemeinerungen der Physik bildet. . . Die soziale Mechanik kann sich eines Tages an die Seite der kosmischen Mechanik stellen; beide basiren auf dem Prinzip des Energiemaximums, welches an der Spitze der Moral wie der Physik steht. Ebenso wie in dem materiellen Kosmos die Bewegungen eines jeden Moleküls, ob es frei oder mit den andern verbunden ist, der Maximalsumme der zu produzierenden Energie untergeordnet sind, so streben die Bewegungen jeder Seele, ganz gleich, ob sie egoistischerweise isolirt, oder durch Mitgefühl für andere geleitet wird, danach, beständig die Maximalenergie des Lustgefühls zu realisiren.“

Die Gesellschaft wird also von uns als ein Aggregat von Individuen, von Molekülen betrachtet, von denen jedes der Thätigkeit mehrerer Kräfte unterworfen ist, den Bedürfnissen des Menschen, seinen Wünschen; alle diese Kräfte streben danach, sowohl dem Individuum wie der Gesellschaft das Maximum von Befriedigung zu verschaffen. Die Hauptkräfte, welche das Individuum treiben, sind der Egoismus und der Altruismus. Wir werden im

Diese Anstrengungen sind biologische Energieverluste. Man kann im Allgemeinen sagen, dass sie von dem Wachsen der Empfindungen  $dx$ ,  $dy$ ,  $dz$  abhängen während eines Anwachsens der Zeit  $dt$  und auch der Quantität des sensibeln Stoffes  $m$ .  $m \frac{\partial x}{\partial t} dt$  korrespondiren so mit den 3 Dimensionen des Lustgefühls und des Unlustgefühls: der Masse, der Intensität, der Dauer. Nun werden, wenn die Masse des Stoffes  $m$  ist, die Kräfte der Trägheit  $-m \frac{\partial^2 x}{\partial t^2}$  etc. sein, worin sich die Mühe ausdrückt. Es ist Sache der Psychophysiologie, die Lustgefühle und die Unlustgefühle zu messen; sie wird sie einst genau abschätzen können; die obigen Angaben erscheinen uns jedoch ausreichend, um in der Soziologie, wenn auch nicht numerisch, so doch wissenschaftlich schliessen zu können. Die Individuen, welche das soziale System bilden, werden, wohlgemerkt, als gleichartig vorausgesetzt. In diesem Falle wird sich die Gleichwerthigkeit zwischen den Wünschen und den Anstrengungen in folgender Gleichung ausdrücken:

$$\sum \left[ \left( X - m \frac{\partial^2 x}{\partial t^2} \right) dx + \left( Y - m \frac{\partial^2 y}{\partial t^2} \right) dy + \left( Z - m \frac{\partial^2 z}{\partial t^2} \right) dz \right] = 0$$

$dx$ ,  $dy$ ,  $dz$  sind die für ein materielles System mit den Verbindungen des Systems vereinbaren, virtuellen, wirkungsfähigen Bewegungen; für ein soziales System sind es die virtuellen Veränderungen in den Intensitäten der Bedürfnisse, welche mit den gegenseitigen, zwischen den verschiedenen Punkten des Systems existirenden Reaktionen vereinbar sind. Nun sind diese Reaktionen zweierlei Art: Anziehung oder Abstossung; sie können auf der freien Konkurrenz oder auf dem Monopol gegründet sein: zwei Punkte, welche wir immer in einem sozialen System zu berücksichtigen haben werden. Die Rolle der Verbindungskräfte in einem sozialen System spielen die Arbeitsinstrumente und hauptsächlich die Reichthümer, aber auch das natürliche Milieu. Wir setzen immer voraus, dass die Lust- und Unlustgefühle der Individuen mit einander verglichen werden können. Für ein Individuum bilden sie die partiellen Ableitungen einer Funktion  $U$ , welche sein totales Lustgefühl darstellt. Wenn es sich um ein ganzes System von Individuen handelt, welche gegenseitig ihre Lust- und Unlustgefühle mit einander vergleichen können, dann wird das totale Lustgefühl des sozialen Aggregats  $\sum U$  sein. Es bleibt noch zu beweisen, dass alle auf ein soziales System wirkenden, nicht nur äusseren, sondern auch inneren Kräfte ihren Ausdruck in der sozialen Nützlichkeit finden, und dass sie auch kommensurabel sind. Das wird im dritten Abschnitt geschehen.

Walras stellt seine Gleichungen des ökonomischen Gleichgewichts in einer andern Weise auf; sie sind denjenigen von d'Alembert und Lagrange fast analog. Man könnte fast ebenso gut die Gleichungen über das soziale Gleichgewicht aufstellen mit Hilfe derjenigen von Walras. Ich ziehe es vor, an die Gleichungen von Lagrange anzuknüpfen, um die Theorie mehr zu verallgemeinern und um die Funktionen der sozialen potentiellen und kinetischen Energie einführen zu können.

folgenden Abschnitt sehen, wie sich an diese fundamentalen Bedürfnisse alle andern anschliessen, nämlich: die ökonomischen, sexuellen, politischen, juristischen, moralischen, ästhetischen, religiösen und intellektuellen. Wir werden auch sehen, dass zwischen all diesen Bedürfnissen enge Beziehungen und ein ganzes Ausgleichssystem existiren. Bleiben wir jetzt bei den partiellen Gleichgewichten, welche sich für jedes dieser Bedürfnisse herstellen, und welche zusammen ein allgemein soziales Gleichgewicht ergeben.

Ich will noch bemerken, dass die Theorie, welche ich hier entwickelte, sich nicht nur auf die Menschen sondern auch auf Aggregate von Thieren anwenden lässt. Sie ist ganz allgemein: daher ist es leicht, sich die Gesellschaft als ein schematisches Aggregat von Molekülen vorzustellen, welche durch die oben angegebenen Kräfte (Bedürfnisse) getrieben werden. Es würde vielleicht noch treffender sein, sich die Gesellschaft als ein Aggregat von Wagen vorzustellen, welche von Fuhrleuten geführt werden, wie Edgeworth es thut, aber das würde unser Schema unnütz komplizieren. Für jedes der hier bezeichneten Bedürfnisse ist ein Gogenwirken von Kräften zwischen den Individuen vorhanden, welche schliesslich zu einer Reihe von partiellen, für jedes Bedürfniss verschiedenen Gleichgewichten führt. Es existirt auch eine Tendenz zur Herstellung eines allgemeinen sozialen Gleichgewichts, das etwa dem Ideal-Niveau des Ozeans vergleichbar wäre. In dem Maasse als ein soziales Gleichgewicht sich herzustellen bestrebt ist, ändern sich alle auf das System wirkenden äusseren oder inneren Kräfte, es muss sich also ein neues Gleichgewicht herstellen u. s. f. In dieser aufeinanderfolgenden Reihe von statischen Gleichgewichten besteht genau genommen die soziale Entwicklung, welche als bewegliches Gleichgewicht definirt werden kann.<sup>9)</sup>

Aber sehen wir, welches die Bedingungen der Herstellung der statischen Gleichgewichte sind; sie können nur theoretisch erfasst werden und theilen sich wiederum in eine Reihe partieller, mit den oben angegebenen Bedürfnissen korrespondirender Gleichgewichte. Diese aufeinanderfolgenden Gleichgewichte können nur erreicht werden, wenn das Maximum der sozialen Nützlichkeit mit Bezug auf jedes der Bedürfnisse und auf alle zusammen realisirt ist. Nun, wie schon gesagt, können diese Gleichgewichte entweder mit dem Vo herrschen der Anziehungskräfte (Gossensche Vertheilung) oder mit dem der abstossenden Kräfte (Jevonssche Vertheilung) realisirt werden. Der erste dieser Fälle ist charakteristisch für die vorhistorischen Gesellschaften. Der zweite für die historischen Gesellschaften. Diese Differenz selbst wird durch die Veränderung der inneren Kräfte, d. h. der Rassen verursacht, und durch die Veränderung der Beziehungen zwischen den innern und äussern Kräften. In der vorhistorischen Gesellschaft ist das äussere Milieu hauptsächlich die Natur, über welche der Mensch noch keine Macht hat, und er kann ihren Einflüssen nur durch die strengste Solidarität widerstehen. Unter diesen Bedingungen muss sich für alle Bedürfnisse nothwendigerweise das kommunistische Gleichgewicht (Gossensche Vertheilung) herstellen. In den historischen Gesellschaften dagegen werden die äussern Kräfte hauptsächlich durch das künstliche Milieu gebildet (Reichthümer, Arbeitsinstrumente etc.), welches das Produkt des sozialen Aggregats ist und von ihm beherrscht werden kann; es ist dadurch möglich, die Anziehungskräfte zu lockern und den abstossenden grössern Spielraum zu geben. Zwei Ursachen haben zu dem Verschwinden des Kommunismus beigetragen: Das Erscheinen anderer Rassen und das Anwachsen der Reichthümer. Es ist unnöthig hinzu-

<sup>9)</sup> „Ein variables System, bei welchem die innern Kräfte im annähernden Gleichgewicht bleiben, auf welches aber die äussern Kräfte derart einwirken, dass sie das vollkommene Zustandekommen des innern Gleichgewichts verhindern, heisst bewegliches Gleichgewicht. Alle in der Entwicklung begriffnen Stoff-Aggregate sind, wie Spencer bewiesen hat, bewegliche Gleichgewichte. Die treffendsten Beispiele finden sich in den Organismen und in den Gesellschaften.“ Giddings. pag. 58.

zufügen, dass es weder eine strenge Grenze zwischen den vorhistorischen und historischen Gesellschaften noch zwischen den beiden Gleichgewichten giebt, welche in denselben vorherrschen. Die Wirklichkeit stellt auch ein mittleres Gleichgewicht zwischen den beiden her. Aber in keinem Fall kann das Gleichgewicht erreicht werden, wenn auf irgend einem Gebiete ein Monopol herrscht. Jedes Monopol ist gleich der Zerstörung eines Theils von Nützlichkeit, nicht nur ökonomisch, sondern auch sozial, wodurch die Verwirklichung seines Maximums unmöglich gemacht wird. Da nun jedes Aggregat danach strebt, dieses Maximum zu schaffen, muss das automatische Spiel der sozialen Kräfte auf die Zerstörung jedes Monopols gerichtet sein.

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, wie sich das Gleichgewicht vom ökonomischen Gesichtspunkt aus in der Rivalität der korrespondirenden Bedürfnisse herstellt. Es kann kommunistisch oder individualistisch oder ein Mittelding sein. Vom Gesichtspunkt des sexuellen Bedürfnisses kann das Nützlichkeitsmaximum ebenso entweder durch den kommunistischen Besitz der Frauen (ursprüngliche Vermischung) oder durch den individuellen Besitz, durch die Monogamie verwirklicht werden. Sowohl die eine wie die andre Form kann das Maximum sozialer Nützlichkeit darstellen. In Australien sehen wir den Uebergang von dem einen dieser Gleichgewichte zu dem andern. Dagegen können beide durch die Polygamie gestört werden, welche ein Monopol bildet; daher strebt sie danach, in diesen beiden sozialen Typen zu verschwinden. Das freie Spiel der Kräfte tritt in der primitiven Gesellschaft zu Tage durch das Recht, das jeder Mann an jede Frau hat (mit mehr oder weniger grossen Einschränkungen) und in den zeitgenössischen Gesellschaften durch das einem Jeden gegebene Recht, um die Hand irgend einer unter allen Frauen anzuhalten (natürlich mit Einschränkungen) und durch das Recht der Scheidung. Diese Rechte können übrigens in beiden Fällen für beide Theile mehr oder weniger gleich sein, indem sie die Frau mehr oder weniger unter dieselben Bedingungen der Konkurrenz stellen, wie den Mann. Die angeführten Beschränkungen stellen die intermediären Gleichgewichte dar. In jedem dieser Gleichgewichte sind die Stellung und die Bewegungen jeder Person verschieden, was sich durch verschiedene Bewusstseinszustände ausdrückt. So sind die Konsequenzen des modernen sexuellen Gleichgewichts Gefühle der Liebe, der Scham und der Würde der Geschlechter, Gefühle, welche in der primitiven Gesellschaft ganz anderer Art waren; unsere Vorstellungen von Treue, von Scham etc. hatten damals keinen Sinn. Die menschlichen Gefühle sind Folgeerscheinungen des sozialen Gleichgewichts und können ausserhalb desselben nicht verstanden werden. Ebenso kann das Bedürfniss nach Herrschaft verschiedene Gleichgewichte ergeben: kommunistische, individualistische und intermediäre: die Herrschaft von Allen über Jeden (primitive Gesellschaften mit der überwiegenden Herrschaft der Gesellschaft über das Individuum) oder eines Jeden über Alle (ideal dieses Zustandes wurde in dem polnischen *liberum veto* verwirklicht); endlich stellt die moderne Demokratie ein intermediäres Gleichgewicht dar, welches sich in den Begriffen der Souveränität des Staats und der individuellen Freiheit ausdrückt. Durch das allgemeine Wahlrecht wird unter diesen Verhältnissen das politische Nützlichkeitsmaximum mehr oder weniger erreicht. Im Gegensatz dazu bildet jedes Ueberwiegen in der Herrschaft, welche ein Individuum oder eine Klasse über die andern ausübt, ein Monopol (Monarchie, Aristokratie), und das automatische Spiel der sozialen Kräfte ist auf seine Zerstörung gerichtet.

Das Bedürfniss nach Gerechtigkeit bringt ein juridisches Gleichgewicht hervor, welches auch die verschiedenen Formen der grösstmöglichen Nützlichkeit oder die Form des Monopols haben kann. Die Konsequenzen dieser sozialen Formen werden im ersten Falle die Gefühle gegenseitiger Hochachtung, persönlicher Würde u. s. w. sein, im Falle des Monopols Stolz, Arroganz von einer Seite, Unterwerfung etc. von der andren Seite.

Das Bedürfniss des Altruismus<sup>10)</sup> giebt auch Veranlassung zu verschiedenen Gleichgewichten und zu verschiedenen Formen des Wohlwollens, der Humanität, der Sympathie oder zu deren krankhaften Missgestaltungen, Askese, mystische Güte etc.

Endlich geben die Bedürfnisse nach nervösen Erregungen von aussen her und dasjenige nach Wissen, dank der Rivalität der Individuen, welche entweder in Form der freien Konkurrenz oder in derjenigen des Monopols ausgeübt wird, Veranlassung zu allen ästhetischen, religiösen und intellektuellen Phänomenen. Es ist unmöglich, hier in Details über diesen Gegenstand einzutreten, da dieser eine Untersuchung für sich erfordert. Ich will nur bemerken, dass das Nützlichkeitsmaximum vom intellektuellen Gesichtspunkt aus sich durch die allgemeine Bildung erhält. Wir werden in der Folge auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Alle partiellen Nützlichkeiten, die ökonomischen, politischen, juridischen, moralischen, ästhetischen, religiösen und intellektuellen, welche auf diese Weise durch das Spiel der partiellen Gleichgewichte jedes sozialen Aggregats hervorgebracht werden, können miteinander verglichen werden und bilden Theile der sozialen Nützlichkeit im Allgemeinen. Es muss also hier eine allgemeine Quelle geben, aus der alle diese sozialen Formen kommen, und welche ein ganzes System des Ausgleichs und der Vergleichung zwischen ihnen einzurichten gestattet. In der That existirt diese allgemeine Quelle, und wir wollen sie angeben, indem wir die Umbildungen der sozialen Energie studiren. [Ein zweiter Artikel folgt.]

## Ueber Geldwesen.

Von  
Arthur Mülberger.  
(Crailsheim.)

Vor mir liegt eine kleine Schrift über Geldwesen mit dem Titel: Die Anpassung des Geldes und seiner Verwaltung an die Bedürfnisse des modernen Verkehrs, von Silvio Gesell in Buenos Aires.<sup>1)</sup> Ich habe nicht leicht eine volkswirtschaftliche Schrift mit grösserm Interesse gelesen. Die Klarheit seiner Grundanschauungen enthebt den Verfasser der Nothwendigkeit, sich in den breitgetretenen Geleisen des öden Streites zwischen Gold- und Silberleuten herumzutreiben und gestattet ihm eine Stellungnahme zur Währungsfrage, die bergehoch über den Ergüssen der Metall-Enthusiasten steht. Obgleich ich die praktischen Schlüsse, zu denen der Autor kommt — sofortige ausschliessliche Papierwährung mit Staatsmonopol, allerdings unter gewissen Einschränkungen — für verfehlt halte, nehme ich keinen Anstand, in seiner Schrift die bedeutendste Erscheinung zu sehen, welche die Fach- und Broschürenliteratur des letzten Jahrzehnts über das Geldwesen zu Tage gefördert hat. Der Verfasser ist ein hervorragender Kaufmann, also in erster Linie Praktiker, und hat, wie er dies selbst in kerniger Weise erzählt, seine volkswirtschaftlichen Studien gewissermaassen umgekehrt gemacht, d. h. sich zuerst einen Fonds praktischer Erfahrungen gesammelt, hieraus seine Schlüsse gezogen und dann die Schriften der Theoretiker von Adam Smith bis zu Marx, Loria und Bamberger zur Hand genommen. Köstlich ist die Bemerkung, er habe von den theoretischen Schwierig-

<sup>10)</sup> Dieses Bedürfniss giebt auch zu einem Kampfe Veranlassung: man braucht nur zu hören, wie es in jeder Gesellschaft heisst, dass Dieser zu gut ist, Jener nicht gut genug etc. Das sind wirkliche Abschätzungen.

1) Verlag von Gesell & Nagel in Weimar.



keiten der Währungs- und Geldfrage erst nachträglich Kenntniss erhalten, nachdem er mit sich selbst längst ins Klare gekommen war.

Der Gedankengang des Verfassers ist kurz folgender: Unter Beiseitelassung aller weitläufigen Analysen wird zunächst festgestellt, dass für den Praktiker das Geld nur eine Waare sei und demzufolge nur eine einzige, den Käufer und Verkäufer interessirende Eigenschaft habe — den Preis. Alle übrigen Eigenschaften dieser Waare seien unnützer Ballast. Ausserdem sei das Geld ein Verkehrsmittel, oder mit anderen Worten, da es den Stempel des Staates trägt, eine staatliche Verkehrseinrichtung. Jede Waare, also auch das Geld, entstamme ausnahmslos der modernen Arbeits- und Besitztheilung und habe in diesen beiden sozialen Grundthatsachen seine einzige und eigentliche Quelle. Geldwesen, sowie Besitz- und Arbeitstheilung bedingen sich also gegenseitig in ihrer Existenz. Infolge der Benutzung des Geldes als Tauschmittel müssen schon geringe Schwankungen des Geldpreises die gewaltigsten Verschiebungen in den Vermögensverhältnissen hervorbringen; ja, es sei zweifellos, dass „ein grosser Theil der Uebelstände, welche man heute in den allgemeinen Begriff der sozialen Frage zusammenfasst, nur Wirkungen von Preisschwankungen des Geldes sind.“ Forscht man nach den Ursachen der Preisschwankungen oder der materiellen Unterlage des Angebots und der Nachfrage, so gelte es zunächst, die Begriffe Bedarf an Geld und Angebot an Geld von allen ideellen, phantastischen und spekulativen Nebenbegriffen zu säubern. Es lasse sich dann eine Art schematischer Tabelle konstruiren, welche die die Preisbewegung der Waaren und des Geldes bestimmenden Faktoren in zahlenmässige, kontrollirbare Form zu bringen gestattet. Da ergeben sich sofort sehr merkwürdige Dinge. Erstens, dass ein Geld mit sogenanntem „innerm Werth“ nur eine Fiktion, eine Selbstlüge ist, dass vielmehr der Preis des Geldes, unabhängig von seinem Material, einzig durch den Bedarf an Tauschmitteln bestimmt wird, oder, was dasselbe ist, dass die eigentliche Garantie des Geldes in seiner Unersetzbarkeit als Tauschmittel, in dem ungeheuren Nutzen besteht, den seine Verwendung im Verkehr bietet. Kurz, der Verfasser erkennt mit freiem, bohrendem Blick jene wirthschaftliche Grundwahrheit, dass die Einbildung dem Metalle zuschreibt, was nur die Wirkung des Kollektivgedankens ist, der sich in dem Metalle ausspricht. Zweitens, dass der Misskredit, in den das Papiergeld bei der öffentlichen Meinung gerathen ist, in keinerlei Beziehung zum Material des Geldes steht, sondern höchstens die Frucht unehrlicher, zielloser, unkaufmännischer Verwaltung ist. Drittens, dass bei der unbegrenzten Vermehrungs- und Verminderungsfähigkeit des Papiergeldes das Angebot von Geld auf Grund der Papierwährung dem Bedarf an Geld sich anpassen lässt. Damit ist die Möglichkeit eines festen Geldpreises gegeben, der, wenn er in allen Ländern oder auch nur in den wirthschaftlich entwickeltesten zum Durchbruch kommt, unbedingt auch einen festen Wechselkurs nach sich ziehen muss.

Der Verfasser stellt weiterhin fest, dass die theoretischen Volkswirtschaftslehrer in der Beurtheilung der Waare überhaupt irren. Und zwar ist dieser Irrthum ein zweifacher. Erstens wird die Besitztheilung als Quelle der Waare fast immer ganz übersehen oder tritt wenigstens gegenüber der Arbeitstheilung viel zu sehr in den Hintergrund. Zweitens wird der der Waare innewohnende absolute Verkaufszwang verkannt. Aus diesen Unklarheiten heraus werden dann an ein sogenanntes „gutes Geld“ theils Forderungen gestellt, die es garnicht

zu haben braucht, theils Forderungen unterlassen, die für ein brauchbares Tauschmittel durchaus nothwendig sind. Ueberall, wo Waaren erzeugt werden, stellt sich das Bedürfniss nach Tauschmitteln d. h. die Nachfrage nach Geld von selbst ein. Das Geld wird nur als Tauschmittel gewerthet, aber in dieser Eigenschaft ist es die weitaus nützlichste aller Waaren, ist es diejenige Waare, deren Nachfrage am solidesten, am meisten garantirt ist. Diese Grundthatsache ist es, die von den Theoretikern der Währungsfrage stets verhüllt wird. In klassischer Einfachheit wirft der Verfasser den modernen Humbug des sogenannten „guten Geldes“ bei Seite. Er sagt: „Den Bedarf an Geld führen diese Herren auf den Bedarf an Gold und Silber zurück: die Garantie für den Werth des Geldes suchen sie nicht in der Unersetzlichkeit des Geldes als Tauschmittel, in dem dauernden Geldbedarf der Waarenproduktion, sondern in dem Werth, den der Bedarf an güldenem Flitter dem Gold und Silber ertheilt. Nicht der Bauer und der Industrielle garantiren mit ihren Produkten die Verkäuflichkeit des Geldes, sondern die geputzten Dämchen und Einfaltspinsel, die auf unseren Promenaden spazieren.“ Die nie versagende, unzerstörbare Garantie des Geldes liegt, wie gesagt, in seinem Nutzen, in seiner Unentbehrlichkeit als Tauschmittel. „Seine materiellen Eigenschaften haben für seinen Werth nicht mehr Bedeutung, als die Fische im Suez-Kanal für die Aktien dieses Unternehmens.“ Dieser einzige Satz des Verfassers wirft neun Zehntel der modernen Währungslitteratur zum alten Eisen. Bei der sogenannten „Währungsfrage“ handelt es sich überhaupt nicht um irgend eine Sicherstellung oder Garantie des Geldes — diese Garantie liegt ganz und gar in seiner Nothwendigkeit —, sondern um die Regulirung der Beziehungen zwischen Waare und Geld, oder, um mit dem Verfasser zu sprechen, „um die Herstellung völliger Parität zwischen beiden.“

Dies sind im Wesentlichen die Grundgedanken der Eintheilung der Schrift, die dann weiterhin an einer Fülle trefflicher, stets dem Wirthschaftsleben unmittelbar entnommener Beobachtungen näher ausgeführt werden, ohne dass ich hier darauf eingehen kann. Ich verweise den Leser auf die schöne Arbeit selbst. Auch dem minder Eingeweihten wird leicht verständlich sein, dass hier endlich einmal ein Mann der Praxis das Wort in der Geld- und Währungsfrage ergreift, der wirklich zur Sache spricht, der nicht blos, wie üblich, über die landläufigen Phänomene des Geldwesens kannegiessert und vor dem Gold, im Verein mit Herrn Bamberger<sup>2)</sup> auf den Knien liegt. „Die Parität zwischen Waare und Geld herstellen“, mit anderen Worten: jedes Produkt auf die Rangstufe des Geldes erheben — das und nichts anderes ist das Loosungswort der sozialen Reform, die wahre Formel des Sozialismus, der sich selbst begreift und alle Utopieen abschüttelt.

Aber der Weg zu diesem Ziele ist nicht so einfach, wie der Verfasser glaubt, und hier ist der Punkt, wo meines Erachtens auch die vorliegende Schrift Schiffbruch leidet. Ausgehend von jener oben erwähnten Grundeigenschaft der Waare, dem ihr innewohnenden absoluten Verkaufszwang, strebt sie ein Reformgeld an, dessen Preis fortgesetzt, und zwar auf Kosten des Inhabers, einbüsst, und sucht auf diese Weise mit Hilfe der staatlichen Zwangszirkulation

<sup>2)</sup> Auch Max Schippel steht in seiner Schrift: Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie (Berlin 1896) im Wesentlichen auf dem Standpunkt der kapitalistischen Währungslitteratur, namentlich der Arbeiten Bambergers. Der Verfasser sieht das Problem nicht einmal, geschweige denn, dass er es löste.

das Geld der Waare zu assimiliren, d. h. beide ebenbürtig zu machen. Ich glaube zunächst, dass der moderne Verkehr diese unzweifelhafte und lästige Erschwerung des Austausches nicht duldet. Die blosse Thatsache, dass ich den neuen „Geldbrief“ genau untersuchen und seinen realen Werth erst dem Datum entnehmen muss, genügt schon, ihn als kursirendes Geld unmöglich zu machen. Doch das ist nur ein formelles Bedenken, über das sich zur Noth reden liesse. Der wirkliche, der materielle Grund seiner Unmöglichkeit liegt tiefer. Er liegt erstens in dem Verhältniss der Staatsgewalt zum öffentlichen Geldwesen überhaupt und zweitens in der innern Natur des Geldes, die jeden Zwang perhorreszirt.

Was den erstern Punkt betrifft, so ist zunächst zu beachten, dass die Oberherrschaft der politischen Gewalt über die Zirkulationsmittel in der Gesellschaft nur eine bedingte, eine Art Obergewalt sein kann. Selbst Gold und Silber haben trotz ihres Eigenwerthes ursprünglich keinen Zwangskurs gehabt. Sie haben sich im Handel allmählich, mit voller Uebereinstimmung aller Betheiligten eingebürgert, und erst dann hat der Staat seinen Stempel aufgedrückt. Alle Veränderungen, die das Geldwesen seitdem durchgemacht hat, haben im Wesentlichen denselben Weg genommen. Die Gesellschaft in spontaner Initiative geht voraus, der Staat folgt. Eben jetzt spielt sich vor unsern Augen ein solcher Prozess ab — im Check. Der Check hat schon heute eine ganz ausserordentliche Bedeutung erlangt. Die durch ihn vermittelten Transaktionen übertreffen die mit Metallgeld bewirkten bereits um das Hundertfache. Die Postbehörde ist im Begriffe, ihn zum Gemeingut Aller zu machen und versetzt damit, unbewusst zwar, aber nicht minder wirksam, der Metallwährung einen Stoss, der ihren sichern Untergang beschleunigen wird. Gleichwohl hat sich der Gesetzgeber, wenigstens in Deutschland, noch nicht veranlasst gesehen, ein Checkgesetz zu erlassen. Erst in den letzten Jahren beginnt die öffentliche Meinung dasselbe zu fordern, und der Staat wird nicht ermangeln, dieser Forderung stattzugeben. Kurz, auch das neue Zirkulationssystem für den Güter- und Wertheaustausch, dem wir mit Riesenschritten entgegengehen, wird diesen Weg einschlagen, d. h. die Gesellschaft legt, ihrem innern Triebe gehorchend, die Grundlagen für das neue System, bis sich seine ökonomischen Wirkungen erkennen lassen, und erst wenn sich das Volk darin zurecht gefunden hat, kommt es dem Staate zu, fördernd und helfend einzugreifen. Mit anderen Worten: Der Staat kann höchstens äussere Normen für das Geldwesen schaffen und in die Manipulationen Einheit und Ordnung bringen; über den Inhalt desselben, über seine „Geltung“ vermag er nichts.

Wichtiger noch ist der zweite Punkt, die innere Natur des Geldes. Die wichtigste Eigenschaft des letztern ist nicht blos die Nothwendigkeit seiner Existenz, wie der Verfasser meint, noch das gleichfalls von ihm hervorgehobene Fehlen des absoluten Verkaufszwangs, der jeder andern Waare anhaftet, sondern die, dass das Gold vermöge seiner metallischen Eigenschaften frühzeitig als Waare festen Werth und allgemeine Anerkennung erhielt. „Die Münze,“ sagt Augier in seiner Geschichte des öffentlichen Kredits, „kann nur insofern als Maassstab für die Klarstellung vergangener Geschäfte, wie auch als gutes Tauschmittel dienen, als ihr Werth sich am meisten dem Ideal der Beständigkeit nähert; denn sie tauscht oder kauft immer nur den Werth ein, den sie hat.“ Und noch klarer spricht sich Proudhon in den Contradictions aus: „Es ist in der Münzung des Goldes und Silbers noch etwas mehr, als uns

die Oekonomisten berichtet haben. Es ist darin die Bestätigung des Gesetzes der Verhältnissmässigkeit, der erste Akt der Konstituierung der Werthe. Die Menschheit geht überall mit unendlicher Stufenfolge zu Werke. Nachdem sie begriffen hat, dass die Produkte der Arbeit dem Maass und Verhältniss unterworfen werden müssen, um sie alle gleich tauschfähig zu machen, beginnt sie damit, diesen Charakter absoluter Tauschfähigkeit einem besondern Produkte zu ertheilen, das für sie der Typus und das Muster aller anderen werden wird. So hat sie, um alle ihre Mitglieder zur Freiheit und Gleichheit zu erheben, zuerst Könige ernannt. Das Volk hat ein dunkles Gefühl von diesem providentiellen Gange, wenn es in seinen Glücksträumen und Legenden immer von Gold und Königthum spricht; und die Philosophen haben der allgemeinen Vernunft nur ihren Tribut dargebracht, wenn sie in ihren sogenannten moralischen Homelien und ihren sozialen Utopieen mit gleichem Getöse wider das Gold und die Tyrannei donnern. *Auri sacra fames!* Verfluchtes Gold! ruft lustiger Weise ein Kommunist aus. Man könnte ebenso gut sagen: Verfluchter Weizen! Verfluchte Weinstöcke! Verfluchte Hammel! Denn, ebenso wie Gold und Silber, muss jeder kommerzielle Werth zu einer genauen und scharfen Bestimmung gelangen. Das Werk hat seit langer Zeit begonnen. Heute schreitet es sichtbar vorwärts.“ Es gilt also nicht, die Werthbeständigkeit des Geldes auf künstliche Weise zu beseitigen, um es so der Waare anzupassen, sondern es gilt umgekehrt, für jedes in den Gütertausch eintretende Produkt dieselbe Werthbeständigkeit zu schaffen, auf welcher die Suprematie des gelben Metalles beruht. „In jeder möglichen Gesellschaft,“ heisst es weiterhin in den Contradictions, „sogar in der kommunistischen, bedarf es eines Tauschmaasses, will man nicht das Recht entweder des Produzenten oder des Konsumenten verletzen und die Vertheilung ungerecht machen. Bis aber die Werthe durch irgend eine Methode der Assoziation allgemein konstituiert sind, muss irgend ein Produkt unter allen, dasjenige, dessen Werth am besten beglaubigt, am besten bestimmt, am wenigsten dem Verderbniss unterworfen ist und das mit diesem Vortheile zugleich eine grosse Leichtigkeit in der Erhaltung und im Transport verbindet, als Typus das heisst zugleich als Werkzeug der Zirkulation und als Muster der übrigen Werthe genommen werden. Es ist also unvermeidlich, dass dieses wahrhaft privilegirte Produkt der Gegenstand jeglichen Verlangens, das ferne Paradies des Arbeiters, das Palladium des Handels wird; dass dieser Talisman, trotz aller Verbote, von Hand zu Hand geht, unsichtbar den Blicken einer eifersüchtigen Gewalt; dass der grösste Theil der edlen Metalle, der zum Gelde dient, so von seinem wahrhaften Zwecke abgelenkt und in der Gestalt der Münze ein ruhendes Kapital, ein Reichthum ausserhalb der Konsumtion wird; dass das Gold in seiner Qualität als Tauschwerkzeug sich sodann in einen Gegenstand der Spekulation verwandelt und einen ungeheuren Handel unterhält; dass es endlich von der öffentlichen Meinung geschützt unter dem Schirm der öffentlichen Gunst die Macht erobert und mit demselben Schlage die Gemeinschaft aufhebt! Das Mittel, diese furchtbare Gewalt zu zerstören, besteht also nicht in der Zerstörung ihres Organs, fast hätte ich gesagt ihres Depositors: sondern in der Verallgemeinerung des Prinzips.“

Der Blick auf die moderne Geldwirthschaft im Grossen zeigt uns, wie schon oben bemerkt wurde, dass die Geldsurrogate, Wechsel und Check, bereits ein enormes Uebergewicht über das effektive Geld erlangt haben. Das letztere

ist aus dem internationalen Handel längst verschwunden, und auch der Binnenhandel schlingt es immer rascher in die Gewölbe der Banken hinab. Man schätzt den monetären Goldvorrath der Welt auf annähernd 14 Milliarden, von denen reichlich die Hälfte schon heute in den Gewölben ruht. Diese Ziffern sind fast verschwindend gegenüber den Ziffern des thatsächlichen Wertheaustausches. Ich habe den neuesten Ausweis der deutschen Reichsbank augenblicklich nicht zur Hand. Der von 1894 weist allein im Giroverkehr bei nur 262 Millionen Durchschnittsbestand nicht weniger als 89 Milliarden Mark auf, daneben im Clearing etwa 18 Milliarden. Noch gewaltiger sind die bezüglichlichen Ziffern Englands, Frankreichs und Amerikas. Es ist also längst nicht mehr wahr, dass das Geld die Welt regiert. Der Kredit ist an dessen Stelle getreten, freilich, ohne seiner Machtstellung bewusst zu sein und deshalb dem Golde nach wie vor unterthänig. Anlässlich der Entwerthung des Silbers hat sich dieser ganze Prozess so deutlich abgespielt, dass er jetzt auch dem blödesten Auge verständlich sein muss. Unsere heutige Silbermünze ist kein „Geld“ mehr im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur ein auf weisses Metall geschriebenes Werthzeichen. Diese „Münzverschlechterung“, einst das berüchtigte Mittel einer verzweifelten Finanzkunst, die letzte Zuflucht des zusammenbrechenden Absolutismus, ist von der öffentlichen Meinung der Kulturländer ohne ein Stirnrunzeln hingenommen worden. Warum? Weil der auf Vertrauen beruhende Umlauf längst von dem realen Werth des Silbers Abstand genommen und dasselbe zum blossen „Werthzeichen“ degradirt hat. Und dieser Sieg ist ohne jedes bewusste Zuthun der Gesellschaft, sozusagen von selbst, nach dem natürlichen Lauf der Dinge errungen worden. Man mag daraus ermessen, wie spielend leicht die Ausmerzung des Goldes aus dem Gütertausch geschehen kann, wenn sie bewusst in die Hand genommen und von Anbeginn an auf die Grundlage grossartiger Konsumenten- und Produzenten-Vereinigungen gestellt werden wird.

## Ueber Grubenbesitz und Grubenrecht.

Von

Henri van Kol.

(Haag.)

### I. Geschichtliches über das Grubenbesitzrecht.

Schon bei den alten *Griechen* finden wir für die Bergwerke diejenige Eigenthumsform, zu der wir heute, nach 25 Jahrhunderten, langsam wieder zurückkehren, und wonach die Minerale dem Staat gehörten. Der Untergrund war Eigenthum der Regierung, und sie konnte das Recht der Ausnutzung als immerwährende Pacht vergeben. Dafür hatte der Erbpächter eine einmalige bestimmte Summe an den Staatsschatz zu zahlen und ausserdem noch  $\frac{1}{24}$  des Ertrages abzuliefern. Themistokles verwandte diese Summen zum Bau der Schiffe, die das Vaterland vertheidigen sollten.

Nach dem römischen Recht bildeten die Minerale ein Zubehör des Bodens und der Eigenthümer konnte über die unterirdischen Schätze verfügen. Wer die Oberfläche besass, hatte das Recht, den Untergrund auszubeuten, und der Staat konnte nur diejenigen Grundstücke in Betrieb setzen, die ihm gehörten. Unter dem Kaiserreich gewährte man endlich, welche schwere Uebelstände es mit sich brachte, dass man die Hebung der in der Erde vergrabenen Schätze dem freien Ermessen der Eigenthümer überliess. Das Gesetz begann einen Unterschied zu machen zwischen dem Eigenthumsrecht an der Oberfläche

und am Erdinnern. Nach dem Kodex Iustinians XI. vom 4. September 382 und dem Theodosius X. wurde das freie Verfügungsrecht über die Minerale den Eigenthümern abgenommen; diese erhielten fortan nur noch  $\frac{1}{10}$  des Ertrags, der Ueberschuss musste als Regalrecht an den Staat abgeliefert werden. Diese jährliche Steuererhebung, der Census, wurde im VIII. Jahrhundert von den Königen Frankreichs und später von den Feudalherren fortgesetzt.

Unzureichend bei den Römern, gewann die Regelung des Eigenthumsrechts an den Gruben im Deutschen Reich eine präzisere Form. Nachdem daselbst lange Jahre hindurch das Gewohnheitsrecht geherrscht hatte, bildete sich langsam, infolge der Privilegien und willkürlichen Anmassungen der Fürsten, die gegenwärtige Eigenthumsform

An der Basis des ursprünglichen Eigenthumsrechts der Gruben findet man die alten Einrichtungen der *Mark*, das heisst das Gemeineigenthum an Grund und Boden, an Allem, was er enthält, an Allem, was sich an seiner Oberfläche oder in der Luft über ihm befindet. Als beim Untergang der Gentilverfassung der Ackergrund, die Felder und später sogar ein Theil der Wälder, der Wiesen, der Gewässer und der Wege Privateigenthum wurden, blieben das Weideland, das Brennholz, die Baumaterialien, das Stroh für die Ställe und die Steingewinnung im Gemeindebesitz. Jeder Markgenosse hatte das Recht, Steine zu brechen und in der Erde nach Erzkadern zu suchen, um Eisen, Kupfer, Salz, ja selbst Gold und Silber zu graben. Sogar die schon aufgetheilten Felder, die sich also schon im Privatbesitz befanden, fielen, wenn man unter ihnen Erzgänge entdeckte oder wenn auch nur die Wahrscheinlichkeit vorlag, deren zu finden, wieder an die gemeine Mark zurück. Niemand durfte ein Mitglied der Gemeinde am Suchen hindern, denn „das Bergrecht ist stark und nicht König noch Herzog es kann dagegen.“

Entgegen also der Entwicklung im Ackerbau, welche das Kollektiv- in Privateigenthum umwandelt, beobachtet man beim Grubenbetrieb die stete Tendenz, das Privateigenthum zu Gunsten der Gemeinschaft einzuschränken. Diese hatte daran ein um so grösseres Interesse, als die Minerale nicht nur, wie die meisten andern Produkte, zum Verbrauch gesammelt wurden, sondern zugleich die ersten Tauschwerthe bilden mussten.

Da, wo man das Recht, den erzhaltigen Boden auszubeuten, dem Entdecker überliess, der indessen nur ein Nutzungsrecht ausübte, traten bald die ersten Spuren des Proletariats auf. Um die Arbeiten des Bergbaus auszuführen, brauchte der Besitzer in der That Lohnarbeiter. Die Feudalherren, als Grundeigenthümer, sahen bald, welch grossen Gewinn der Grubenbetrieb abwarf und nahmen das Erbe der Gesamtheit für sich in Beschlag. Und der oberste der Feudalherren, der König, erklärte kraft des Regalrechts die Minerale für sein Eigenthum, dessen Nutzung er verleihen konnte gegen diejenigen Bedingungen, die er in seinem Interesse vorzuschreiben für gut befand.

Durch die Constitutio de regalibus von 1158 erklärte Kaiser Friedrich I. das Silber und das Salz für Regalminerale, deren Eigenthumsrecht ausschliesslich dem Monarchen gehörte. Dieser überliess es dann meist seinen Günstlingen, die ihm dafür nur den Zehnten zu entrichten hatten. Das XII. Jahrhundert sah dann die *Bergfreiheit* erscheinen. Der König und einige Feudalherren verliessen gegen Entschädigung das Recht, selbst auf fremden Grundstücken ohne Erlaubniss des Eigenthümers Bergbetriebe zu eröffnen. Da, wo ehemals die Bergleute ihr Bergwerkseigenthum von Niemand zu Lehen hatten, wurde nun der Grubenbetrieb ein Vorrecht der Krone und ein Mittel, dem Herrscher Reichthümer zu verschaffen. Im Jahre 1356 übertrug der Kaiser Karl IV. durch die Goldene Bulle sein Kronrecht an den Bergwerken den Kurfürsten, die ihrerseits das Recht des freien Suchens anerkannten, und zunächst nur eine Bergsteuer, später den Zehnten erhoben.

In *England* vertheilte Wilhelm der Eroberer in seinem Doooms-day's book (Buch des letzten Urtheils, d. h. Buch des entgeltigen, unabänderlichen Rechts) den Boden und damit zugleich die Minerale an die normannischen Edelleute. Diese Theilung der Beute ist bis auf den heutigen Tag in Kraft geblieben.

In *Frankreich* erhob Dagobert I. eine hohe Steuer zu Gunsten der Könige, die schon seit 786 ihre Hoheitsrechte in Sachen des Bergeigenthums geltend gemacht hatten.

Nach dem Tode Karls des Grossen fiel das Regal in die Hände der Feudalbarone, bis es ihnen im Jahre 1413 Karl VI. wieder abnahm.

Heinrich II. bewilligte allerdings im Jahre 1548 gewisse Entschädigungen für die Nachtheile, die den Besitzern der Oberfläche aus dem Grubenbetrieb erwachsen; aber nichtsdestoweniger blieben die Bergwerke auch weiterhin der Verfügung des Staatsoberhaupts überlassen, das davon häufig einen recht willkürlichen Gebrauch machte<sup>1)</sup>. Das Vorrecht der Krone blieb die Grundlage der Gesetzgebung bis zur französischen Revolution, welche endlich mit diesem Jahrhunderte alten Privileg aufräumte.

Das Gesetz vom 12. Juni 1791, erlassen von der Gesetzgebenden Versammlung, sprach den richtigen Grundsatz aus, dass die Minerale Eigenthum der Nation seien. Es trennte das Eigenthum an der Oberfläche von dem Eigenthum am Untergrunde und betrachtete die Gruben als *res nullius* zur Verfügung der Nation.

Noch in seiner letzten Rede, gehalten am Vorabend seines Todes, betonte Mirabeau nachdrücklichst diesen Punkt: Das Innere der Erde kann nicht aufgetheilt werden. Die Gemeinschaft allein kann es besitzen und seine Nutznießung im öffentlichen Interesse regeln.

Napoléon I. verdrängte diesen Grundsatz durch seine widerrechtlichen Besitzergreifungen, indem er an den Profithunger des Kapitalismus appellirte. Die Entdeckung einer Mine, erklärte er in einer Commissionssitzung, schafft ein neues Eigenthum, dessen Vortheile Demjenigen zufallen müssen, der die Entdeckung gemacht hat.

Das Eigenthum der Bergwerke bedurfte demnach einer besonderen Regelung, die als Anhang zum Code Napoléon gegeben werden sollte. Das Gesetz vom 10. April 1810 nannte die Minerale Güter nicht Eigenthum. Für Alles, was die Bergwerke befrat, machte es eine Ausnahme von der gewöhnlichen Definition des Eigenthumsrechtes — welche den Begriff des *ius utendi et abutendi*, des Rechts zu gebrauchen und zu missbrauchen, einschloss — und erklärte, in Abweichung vom Artikel 552 des Code civil, dass die Gruben dem Staate gehörten und dass die Minerale als *res nullius* anzusehen seien, über die der Staat zu Gunsten von Privatleuten verfügen könne, sofern dieselben den dafür gestellten Bedingungen genügt hätten. Napoléon hatte seinen Zweck erreicht: Für den Betrieb der Gruben, wie für die Ausbeutung des Grund und Bodens wollte er an die persönliche Selbstsucht appelliren . . . der Eigenthümer kann, was ihm gehört, gebrauchen und missbrauchen . . . auch das Bergwerk soll sein freies Eigenthum werden, worüber er ganz so, wie über jedes andere Eigenthum verfügen kann.

Und dieses Gesetz von 1810, das sehr dem Geschmack der Kapitalisten entsprach, und das man in Frankreich am 27. Juli 1880 abänderte, ist heute noch in den Niederlanden in Kraft, obgleich es nicht ein einziges Mal übersetzt worden ist und kein holländischer Text davon existirt. Der Artikel 626 des Code civil, der von dem Eigenthum am Boden und am Untergrund handelt, erhielt, mangels jenes Textes, den Zusatz: vorbehaltlich der Vorschriften in Betreff der Bergwerke.

Am 24. Juni 1865 wurde in Preussen das Bergregal abgeschafft, und die Bergbaufreiheit wurde eingeführt, dergestalt, dass Jedermann, der gewisse dafür festgesetzte Bedingungen erfüllte, das Recht des Grubenbetriebes zuerkannt erhielt. In den meisten andern Ländern hat die Gesetzgebung gegenwärtig den Charakter eines Kompromisses zwischen den Hoheitsrechten der Nation und den Privatrechten des Grundeigenthümers angenommen. Es ist das ein Gewirr von ineinander verwickelten Gesetzen, Gebräuchen, Usancen, wovon nur der Sozialismus mit seinen unerschütterlichen Prinzipien wird Ordnung bringen können.

Bevor ich dieses System der verschiedenen Eigenthumsarten in grossen Zügen analysire, würde iches gern sehen, dass einer unserer hartnäckigen Dogmen-Theoretiker folgende Frage löste: Wie erklärt Ihr bei einer so grossen Einförmigkeit der Produktionsweise jene zahlreichen Abstufungen des gegenwärtigen Eigenthumsrechtes der Bergwerke? So lange

<sup>1)</sup> So vertieh Ludwig XIV. der Herzogin von Uzès das ungeheuerliche Privileg des Eigenthums sämmtlicher Gruben in Frankreich!

sie nicht im Stande sind, uns zu zeigen, wie es kommt, dass man bei einem und demselben Produktionsmodus in verschiedenen Ländern, in jedem einzelnen so bedeutende Unterschiede der physischen, geistigen und moralischen Entwicklung bemerkt, so lange haben sie nicht das Recht zu fordern, dass wir uns vor ihren unfehlbaren Dogmen beugen sollen.

## II. Gegenwärtige Formen des Eigenthumsrechts.

Wenn man ein Handbuch der Berggesetzgebung aufschlägt, findet man sofort verschiedene Theorien über den Ursprung des Eigenthums. Die Grundsätze, auf denen das Bergeigenthum zu beruhen behauptet, kann man auf folgende Punkte zurückführen: 1. Zubehörrecht, 2. Recht der Besitzergreifung, 3. Domanialrecht, 4. Res nullius.

Im ersten Fall betrachtet man das Eigenthum der Minerale als Zubehör des Grundeigenthums. Da, wo die un bebauten Ländereien sehr häufig dem zuerkannt wurden, der sie zuerst in Betrieb nahm, und wo die Minerale unentdeckt in der Erde blieben, konnte von Arbeit keine Rede sein und noch weniger von der Vertheidigung dieses Zubehörrechts.

Die erste Besitzergreifung solcher herrenlosen Güter würde als Eigenthumsrecht auf demselben Grundsatz beruhen, wie das längst ausser Gebrauch gekommene Recht auf angeschwemmtes Land. Es ist deshalb vom rechtlichen Standpunkt aus nicht aufrecht zu erhalten und nirgends mehr in Geltung.

Wenn man die Minerale als Gaben der Natur in Schutz nimmt, aus denen wir Nutzen ziehen können wie aus der Frucht der Arbeit der ganzen Bevölkerung während mehrerer Generationen, so ist es klar, dass sie dem Staat gehören müssen, der die Interessen der Kollektivität vertritt.

Wenn man diesen Grundsatz annimmt — und vernünftigerweise lässt sich ihm nichts entgegenstellen — „dann ist die unausweichliche Schlussfolgerung, dass dem Staat alle Güter gehören müssen“ (Michel Chevallier), eine Schlussfolgerung, die wir für unser Theil gern gutheissen. In allen Ländern hat man diejenigen Theile des Grund und Bodens, die Niemandem persönlich überlassen werden können, wie die Ufer des Meeres, die natürlichen Häfen, das Bett der Flüsse, gewisse Wiesen und Wälder, Sümpfe und Seen, zu Staatseigenthum erklärt.

Als res nullius, d. h. als herrenloses Gut, gehören die Minerale Niemandem, nicht einmal dem Staat, der indessen, als Hüter des Nationaleigenthums und um sich Einkünfte zu schaffen, vom Grubenbetriebe eine Steuer erheben kann, wie er sie von der Grundrente erhebt, die aus den Erträgen des Ackerbaues her stammt.

Je nachdem bald das eine, bald das andere dieser Prinzipien, häufig auch mehrere vereinigt, zur Begründung des Eigenthumsrechts benutzt wird, finden wir in der Gesetzgebung der zivilisirten Nationen folgende Systeme vorherrschend:

### a) Das englische System.

In England gehören die Minerale untrennbar zur Oberfläche. In den Ländern, wo jedes Grundstück seinen Eigenthümer hat, kann von einer besonderen Grubengesetzgebung nicht die Rede sein, und der Staat hat da keine andere Aufgabe, als über die Sicherheit der Arbeiter zu wachen. Die Grundeigenthümer können also nach ihrem Belieben über die Schätze des Bodens verfügen, und wo ihnen die Gruben direkt gehören, kann der Staat von ihrem Ertrag etwas in Anspruch nehmen. Das Betriebsrecht, die Konzessionsbedingungen beruhen also auf einem freien Vertrag zwischen dem Lord-Grundeigenthümer und dem Unternehmer, der die Grube ausbeuten will. Dies besagen die englischen Gesetze vom 10. August 1842, vom 15. August 1850, vom 17. August 1855 und vom 28. August 1860. Der Grundeigenthümer kann auch über alle Baulichkeiten verfügen, die auf dem Grundstück aufgeführt sind, und so sind eine grosse Anzahl Häuser zu London — nach einer Pacht von 99 Jahren — bereits den Nachkommen der vornehmen normannischen Seeräuber zugefallen und werden ihnen noch zufallen.



Das englische System ist auch in Russland, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in den englischen Kolonien und in Transvaal in Geltung. Wo, wie in Russland, noch weite Landstrecken existiren, die noch nicht in Privateigenthum übergegangen sind und als Staatseigenthum angesehen werden, da nahm man das preussische System an, z. B. für die Steinkohlengruben des Don, für die Naphtha- und Petroleumquellen in den Gegenden des Kaspischen Meers. In Nordamerika, in Australien und in Transvaal hatte man das englische und preussische System kombinirt und jedem claim (einem Unternehmer zum Zweck des Grubenbetriebs überlassenen Grundstück) das Eigenthumsrecht an der Oberfläche beigelegt.

#### b) Das preussische System.

Das Gesetz von 1865 gab eine Liste derjenigen Minerale, deren Eigenthum von dem Eigenthum der Oberfläche getrennt war. Der Staat hat deswegen kein Eigenthumsrecht, jedoch kann er allein über den Gebrauch befinden, den der Abbauer, der den darüber bestehenden gesetzlichen Bestimmungen genügen muss, von den Mineralen macht. Die Konzession wird auf ewige Zeiten ertheilt, dass heisst so lange Minerale da sind. Es besteht also vollständige Trennung zwischen dem Betrieb des Bergwerks und dem Eigenthum des Grund und Bodens, auf dem es sich befindet. Ein Staatsmonopol existirt nicht. Die Grubenindustrie darf frei ausgeübt werden, nur unterliegt sie seit 1891 der gewöhnlichen Besteuerung. Jeder kann das Recht zum Grubenbetrieb erhalten, der sich verpflichtet, die gesetzlichen Bestimmungen zu beobachten — dazu gehören Bestimmungen über Lohnzahlung, über den Schutz der Arbeiter, über Kranken- und Unfallversicherung; ferner solche über die Sicherung der Oberfläche, über den Handel, über die schädlichen Folgen des Betriebs. Der Grundeigenthümer ist sogar verpflichtet, das zum Grubenbetrieb nöthige Terrain gegen Entschädigung abzutreten. Von 1868 bis 1873 ist dieses sogenannte preussische System fast unverändert in die Gesetzgebung von Bayern, Braunschweig, Hessen, Gotha-Meinungen, Altenburg und Elsass-Lothringen übergegangen. Auch in Oesterreich, Schweden, Norwegen und Spanien ist es in Geltung. Das neue indische Gesetz hat ebenfalls dieses System in seinen grossen Umrissen angenommen.

#### c) Das belgische System.

Das französische Gesetz von 1815, das in den Bergwerken der Niederlande immer noch herrschte, wurde 1837 (Gesetz vom 2. Mai) abgeändert und durch das Gesetz vom 8. Juli 1865 revidirt, obgleich die hauptsächlichsten Bestimmungen unberührt blieben. Dieses letztere Gesetz betrachtet die Minerale als herrenloses Gut, das Niemandem gehört, so lange sie unentdeckt in der Erde liegen. Der Grundeigenthümer verfügt über alle nicht konzessiblen Substanzen, wie Sand, Kalkstein, Mergel etc. Der Rest gehört unter der Bezeichnung Minerale dem Unternehmer, der allerdings den doppelten Werth des Grundstückes dem Eigenthümer als Entschädigung zahlen muss, während der Bodenbesitzer sein Vorzugsrecht auf die Konzession geltend machen kann.

Das Polizeireglement der Bergwerke — vom 28. April 1884, ein thatsächliches Grubengesetzbuch — enthält Vorschriften über den Schutz der Arbeiter, die Verhütung von Unfällen, die Rettungsmittel und die Grubeninspektion, zu welcher leider Arbeiter-Delegirte noch nicht hinzugezogen sind.

Auf denselben Grundlagen beruht das italienische Gesetz von 1859.

#### d) Das französische Gesetz.

Nach diesem Gesetz, das in seiner ursprünglichen Form vom Jahre 1810 auch in Holland in Kraft ist, beruht das Eigenthum an den Mineralen auf keinem Regal. Jedoch verleiht der Staat die Konzessionen. Die Idee, wonach die Minerale als wesentliches Zubehör des Grund und Bodens gelten, ist aufgegeben; sie gehören Demjenigen, der zuerst Besitz davon ergreift. Auch der Modus der Mineralgewinnung bleibt ihm vollständig überlassen, jedoch wird festgesetzt, über welche Minerale er verfügen kann, und es wird von

ihm eine feste und eine procentuale Abgabe erhoben. Für die Sicherheit der Arbeiter hat das französische Gesetz weniger gesorgt als das belgische. In beiden Ländern wird dem Betriebsunternehmer in den Kontraktbedingungen die Gründung eines Unterstützungs- und Pensionsfonds auferlegt (Gesetz vom 27. Juli 1880). Auch in Frankreich verleiht man immerwährende Konzessionen.

Das französische Gesetz theilt die Minerale in drei Kategorien: 1. Solche, die aus Bergwerken kommen (Metalle, Schwefel, Alaun); für deren Gewinnung ist eine Konzession nöthig. 2. Solche, die unter freiem Himmel gefunden werden (Pyrite, Torf); für diese kann der Präfekt die Betriebserlaubnis ertheilen. 3. Solche, die aus Steinbrüchen gewonnen werden (Lava, Kreide, Kalkstein); hierüber hat der Grundeigentümer zu verfügen. Nach Napoléon I. war der Zweck dieses Gesetzes, die Mineralgewinnung zu begünstigen. Die holländischen Kolonialminister Sprenger, van Eyck und Cremer hatten ihren Gesetzentwürfen keinen andern Zweck beigemessen als den, die Hemmnisse zu beseitigen, welche die Entwicklung der Minen-Industrie hinderten. Man nahm mehr Rücksicht auf die Interessen des Kapitals als auf die der Gesamtheit, ebenso wohl in dem holländischen Gesetz vom 21. April 1810 wie in dem Gesetz über die indischen Bergwerke, das in diesem Augenblick der Kammer zur Berathung vorliegt.

#### e) Das niederländische System.

Das niederländische System ist die getreue Wiedergabe des im Jahre 1810 in Kraft getretenen französischen Gesetzes. Die Minerale bilden kein wesentliches Zubehör des Grund und Bodens, sie gehören nicht der Krone, noch auch dem Staat, sondern gelten als herrenloses Gut, das dem zuerst davon Besitz Ergreifenden zufällt. Ein Konzessionsakt der Regierung nach Anhörung des Staatsraths genügt, um dem Konzessionsempfänger das dauernde Eigenthum an den Mineralen zu verschaffen. Um die unterirdischen Schätze zu suchen, ist die Einwilligung des Eigentümers der Oberfläche erforderlich und in der Folge hat die Regierung zu entscheiden, ob dem Entdecker oder dem Grundbesitzer das Betriebsrecht zu ertheilen ist. Auch an Ausländer können die Konzessionen ertheilt werden, und die Deutschen werden bald Anstalten treffen, sich diese Bestimmungen zu nutzen zu machen. Dem Steuer- und Patentrecht wurde die Minen-Industrie entzogen. Jedoch erhob man, und erhebt noch, eine feste Abgabe von 10 Francs pro Quadratkilometer der Oberfläche und eine procentuale Abgabe vom Nettoertrag des Betriebes. Der Artikel 35 bestimmt als Maximum 5 % vom Nettoprodukt, doch werden meist nur  $2\frac{1}{2}$  % erhoben. Der Antheil, den der Staat erhält, ist sehr mager: während das Bruttoprodukt des Minenbezirks von Kerkrade während der letzten 10 Jahre sich auf 2 678 000 Gulden und das Nettoprodukt auf 981 000 Gulden belief, erhielt der Staat nur 19 500 Gulden, das heisst 1950 pro Jahr. Für die Steinkohlengruben von Neyprich-Bleyenheide belief sich das Bruttoprodukt während derselben Periode (1887—1896) auf  $1\frac{1}{5}$  Millionen Gulden (genau 1 803 000) und der Netto-Ueberschuss auf 731 000 Gulden. Als Gesamteinnahme aus den Abgaben der Bergwerke figuriren aber im Budget von 1897 nur 5865 Gulden. Die Steinbrüche, soweit sie offen zu Tage liegen, können ohne Autorisation ausgebeutet werden. Für die Torfstiche ist nur die Erlaubnis des Grundbesitzers nöthig.

Da, wo unser Gesetz zugleich das Eigenthum am Grund und Boden und das am darunterliegenden Untergrunde anerkennt, und wo die Nationalisirung des Grund und Bodens — obschon sie eines Tages unvermeidlich werden wird — für den Augenblick auf Widerstand stösst, wäre es im allgemeinen Interesse Recht und Pflicht, die Minerale zum Nationaleigenthum zu erklären; diese Schätze hätte man mit demselben Recht zum Gemeineigenthum machen müssen, mit dem die Kanäle, die Sümpfe, die Strassen, die Eisenbahnen, und ihre Ausbeutung zum allgemeinen Besten betrieben werden.

[Schluss im folgenden Hefte.]

# Die soziale Bedeutung der Genossenschaft.

Von

Franz Oppenheimer.

(Berlin.)

Ehe ich mich zu meinem eigentlichen Thema wende, sehe ich mich genöthigt, einige einleitende Worte über meine Gesamttheorie vorauszuschicken, und zwar, weil ich auf das Entschiedenste einem Missverständniß entgegenzutreten muss, das mich schon getroffen hat, und ohne Zweifel wieder treffen würde. Herr Mehring und Herr Conrad Schmidt<sup>1)</sup> haben mich in ihren Anzeigen meines Werkes mehr oder minder verblümt als Utopisten bezeichnet.

Es entspricht das einer nicht sehr löblichen Eigenart der sozialdemokratischen wissenschaftlichen Kritik. Wer einen nichtsozialistischen, konkurrenzfreundlichen Standpunkt vertritt, wird ohne Weiteres in das Fach Manchestermann geworfen; wer für das Eingreifen des Staates bei Erhaltung der heutigen Wirthschaftsverhältnisse ist, wandert ins Registerfach der Reaktionsäre resp. Staatssozialisten; und wer Sozialist ist, ohne Marxist zu sein, liegt ins Schubfach der Utopisten. Mit dieser polizeilichen Abstempelung wird dann im Allgemeinen die kritische Aufgabe als gelöst betrachtet.

Ich sehe mich nun genöthigt, gegen meine Kontrollmarke als Utopist mit aller mir möglichen Energie Verwahrung einzulegen. „Die Aufgabe des wissenschaftlichen Sozialismus,“ sagt Fr. Engels, „war nicht mehr ein möglichst vollkommenes System der Gesellschaft zu verfertigen, sondern den geschichtlich-ökonomischen Verlauf zu untersuchen, dem das Proletariat und die Bourgeoisie und ihr Widerstreit mit Naturnothwendigkeit entsprangen, und in der dadurch geschaffenen ökonomischen Lage die Mittel zur Lösung des Konflikts zu entdecken . . . . Der bisherige Sozialismus — vor Marx — kritisirte zwar die bestehende kapitalistische Produktionsweise und ihre Folgen, konnte sie aber nicht erklären, also auch nicht mit ihr fertig werden.“

Wenn ich die Ansicht verfechte, eine bisher so gut wie unbekannte Form der Genossenschaft erscheine befähigt, die soziale Frage zu lösen, so scheint allerdings der Vorwurf berechtigt, ich wolle ein möglichst vollkommenes System der Wirthschaft verfertigen, sei also Utopist. Um diesen Gedanken im Keime zu ersticken, habe ich in meinem letzten Werke, Seite 490, als letztes Wort der gesamten theoretischen Darstellung, also an einer nicht leicht zu übersehenden Stelle, Folgendes gesagt: „Dazu könnte die landwirthschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaft helfen, als das bequemste und schnellste Mittel zum Zwecke. Nöthig ist sie nicht! Es brauchte kein glücklicher Entdecker zu kommen, um die soziale Frage zu lösen. Sie ist kein Problem für einen Heros des Witzes, sondern die Krankheit eines gewaltigen Körpers. Der heilt sich selbst, ohne Arzt, ohne Heros.“

Deutlicher kann man sich wohl kaum ausdrücken?

Ich will also nicht eine neue Wirthschaft verfertigen, sondern ich sehe eine solche kommen, als Naturprozess; ich sehe das Kreissen einer Welt, und halte nichts weiter für möglich, als dass man die Entbindung durch geburts-

<sup>1)</sup> Conrad Schmidt: Grossgrundbesitz und soziale Frage. Sozialistische Monatshefte, 1898, pag. 405 ff., 452 ff.

helferische Maassnahmen vielleicht beschleunigen, jedenfalls aber erleichtern kann. Genau so dachte prinzipiell Marx selbst. Auch er war ja der Meinung, dass der letzte Akt der Geburt durch eine mit sanfter Gewalt erfolgende Expropriation der Expropriateure herbeigeführt werden würde.

Um zu zeigen, dass mein Gedankengang grundsätzlich derselben Methode folgt, wie der von Marx selbst, will ich Ihnen aus einer soeben erschienenen Anzeige meines Buches durch Professor Julius Wolf eine Stelle zitieren: „Was Marx hier vom Kapital erzählt, dass es als Privatkapital der Störenfried, der Dämon der sozialen Ordnung sei, und dass seine Umwandlung zum gesellschaftlichen Kapital allein die Harmonie der sozialen Ordnung wieder herzustellen vermöge, welche Umwandlung aber gemäss der in der bürgerlichen Ordnung wirksamen Entwicklungsgesetze sich von selbst vollzieht, genau das berichtet uns Oppenheimer vom Grossgrundeigenthum.“

Die Parallele ist also eine vollkommene — und darum habe ich das Recht, gegen meine Einschätzung als Utopist zu protestiren. Meine ganze Lehre kann falsch sein, aber sie ist unter keinen Umständen utopistisch im Sinne des wissenschaftlichen Sozialismus.

Wenn ich mir nun die Freiheit nehme, dem gewaltigen Bau der Marxschen Kritik der Oekonomie ein ganz neues System entgegenzustellen, so habe ich dazu eine Reihe von Ursachen und eine Reihe von Gründen.

Die Ursachen bestehen darin, dass das wissenschaftliche Material heute in einer ganz andern Fülle und Ordnung vorliegt, wie damals, als Karl Marx sein System niederschrieb. Wir verfügen über massenhaftes, gesichertes statistisches Material, und ebenso über massenhaftes gesichertes historisches Material, das er noch nicht besass. Und wir müssen heute eingestehen, dass die Grundlagen, auf denen er aufbaute, nicht nur unvollkommen, sondern geradezu tragunfähig waren. Marxs Statistik war falsch, — das kann kein ehrlicher Mann heute mehr leugnen, und darum stürzen die Folgerungen, die er daraus gezogen hat, z. B. die Verelendungstheorie; und Marxs historische Darstellung war falsch<sup>3)</sup> — und darum fallen die daraus gezogenen Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft. Herr Conrad Schmidt hat zwar meine 272 Seiten historische Darstellung in zwei Zeilen abgethan mit der Verlegenheitsphrase: sie liesse auch eine andere Deutung zu. Ich erwarte aber dennoch von seiner Loyalität das Eingeständniss, dass nach den von mir beigebrachten sicheren Daten die Marxsche Geschichtsdarstellung nicht mehr haltbar ist. Nicht im XVI. Jahrhundert ist der Kapitalismus entstanden, sondern spätestens im XIV. Jahrhundert, nicht das Kaufmannskapital war seine Wurzel, sondern das Grossgrundeigenthum resp. die Zuwachsrente von demselben. Ueber diese Dinge ist eine Diskussion fürderhin ehrlicherweise nicht mehr möglich: sie sind ein für alle Male festgestellt.

Lagen die Ursachen für meinen Abfall vom Marxschen System in Ergebnissen der neuen induktiven Forschung auf dem Gebiete der Geschichte und der Statistik, — hier namentlich in einer später zu besprechenden Eigenthümlichkeit der Wanderbewegung, so waren meine Gründe einige tiefer greifende

<sup>3)</sup> Ich spreche hier nicht etwa von der historischen Gesamtauffassung, der materialistischen Geschichtsauffassung, sondern nur von der speziellen Geschichtsschreibung der kapitalistischen Zeit.

Erkenntnisse auf dem Gebiete der theoretischen Wirthschaftswissenschaft. Ich erkannte den Grundfehler aller nationalökonomischen Theorie seit Adam Smith bis auf Marx einbegriffen in ihrer, um ein charakteristisches Wort zu prägen, industriezentrischen Auffassung.

Es ist bekannt, dass alle naive wissenschaftliche Bemühung anfänglich anthropozentrisch ist, sich selbst in den Mittelpunkt der Dinge stellt. So hat die ptolemäische Astronomie die Erde naiv in den Mittelpunkt des Alls gestellt und dann durch Jahrhunderte hindurch sich bemüht, durch immer kunstvollere Konstruktionen, durch Häufung immer neuer Systeme von Epicyklen die Grundhypothese zu halten, bis des Kopernikus Umkehrung alle Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigte. Und gerade so haben die städtischen Denker, denen sich die Probleme der Wirthschaft natürlich zuerst stellen mussten, das städtische Wirthschaftsleben als den Mittelpunkt der Dinge betrachtet, als die Sonne, um die, wenn man sie überhaupt betrachtete, die Landwirthschaft als dienender Trabant kreiste. Der letzte Kämpfe für diese Auffassung war Marx, sein System der letzte, mit titanischer Kraft unternommene Versuch, sie zu retten. Daher die ungeheure Verwickelung und Künstlichkeit seines ökonomischen Epicyklen-Systems.

Sobald aber erst einmal der Gedanke ausgesprochen ist, dass das Verhältniss umgekehrt werden müsse, ist er auch schon durchgedrungen. Jedes Kind weiss und sieht ein, dass die Urproduktion (die Landwirthschaft) das Primäre, — und die Stoffveredelung (die Industrie) das Sekundäre in der Wirthschaftsgeschichte ist. Kein Gewerbetreibender kann existiren, wenn die Landwirthschaft seines Bezirkes nicht genügend Nahrungsüberschüsse herstellt, um ihn zu ernähren. Wachsen die Nahrungsüberschüsse der Landwirthschaft, so können mehr Gewerbetreibende bestehen; sinken sie, so müssen Gewerbetreibende verschwinden. Aendert sich die Vertheilungsrate der landwirthschaftlichen Ueberschüsse zwischen den verschiedenen Klassen der Landbevölkerung, so muss die Nachfrage sich ändern Industrie-Erzeugnissen zuwenden, und die Gewerbsbevölkerung muss sich der Nachfrage anpassen, d. h. muss die Art und vielleicht auch den Standort ihrer Beschäftigung ändern. *Die fundamentale Thatsache für jedes Verständniss der Industriebewegung im Grossen ist also die ländliche Kaufkraft* nach absoluter Grösse und relativer Vertheilung, und jedes ökonomische System, das die Wirthschaft nicht aus dieser ihrer Hauptwurzel zu verstehen sich bemüht, mag es im Uebrigen so tief und fein sein, wie nur immer, *ist nothwendig falsch*. So falsch, wie jede astronomische Theorie, die noch auf der geozentrischen Auffassung gegründet ist. Jene Kopernikanische Umkehrung ist von mir zuerst gemacht worden, und ich wage die Behauptung, dass von diesem Augenblicke an eine neue Periode der politischen Oekonomie gerechnet werden wird. Die Zukunft wird richten!

Handelte es sich hier um eine tiefere theoretische Erkenntniss, so war der zweite ausschlaggebende Grund für meinen Abfall von Marx ein methodologischer Fehler, den ich bei ihm, wie bei fast seinen sämtlichen Vorgängern nachweisen konnte.

Man weiss, dass in früheren Jahrzehnten garnicht selten unschuldige Menschen wegen Giftmordes, begangen durch Arsenik, zum Tode verurtheilt wurden, weil ungeschickte Chemiker zum Nachweise des Giftes Chemikalien benutzt hatten, die selbst Arsen enthielten. Einen ganz analogen Fehler hat der

wissenschaftliche Sozialismus durchweg gemacht: er hat mit einem unreinen Reagens gearbeitet!

Es sind zwei Dinge genau zu unterscheiden, um das zu verstehen. Einmal das Gedankending einer Wirthschaft mit unbeschränkter Freiheit des Wettbewerbes, wie A. Smith und seine Schule es entwickelten — und zweitens die Wirthschaft der Wirklichkeit, wie sie thatsächlich Marx vorlag und uns noch heute in ungefähr derselben Gestalt vorliegt. Jenes System hatte versprochen, die Harmonie aller Einzelinteressen bei forrwährend steigenden Wohlstande herbeizuführen: die Wirklichkeit zeigte eine wachsende Disharmonie, Krisen und Pauperismus der Volksmasse. Marx machte sich zum öffentlichen Ankläger des Gedankendings, brachte es auf die Armesünderbank und erzielte seine Verurtheilung, indem er seine Thaten am Reagens der wirklichen Wirthschaft maass und zeigte, welche Unthaten es beging.

Indem er dies that, beging er den schweren methodischen Fehler, sein Reagens, die Wirklichkeit, nicht erst auf seine Reinheit zu prüfen; ein Fehler übrigens, den er von seinen Vorgängern übernommen hatte.

Um was handelte es sich in letzter Instanz? Die Naturlehre des A. Smith und seiner Schule hatte behauptet, dass eine reine Tauschwirthschaft nothwendig harmonisch sein müsse. Sie hatte voreilig angenommen, dass die Wirthschaft der Gegenwart ganz rein sein werde, wenn alle als solche ohne Weiteres erkennbaren Fesseln der Freiheit, wie Privilegien, Freizügigkeitsbeschränkungen, Prämien und Zölle, Zunftrechte, Kastenbildungen u. s. w. aufgehoben sein würden — und Marx nahm dasselbe an. Er glaubte sich in der Wirklichkeit des freihändlerischen England in der reinen Wirthschaft der Naturlehre und prüfte daher das Gedankending der Schulkonstruktion an der ihn umgebenden realen Wirthschaft als Reagens.

Diese Annahme war voreilig! Es hätte eine genaue, deduktive Prüfung vorher gehen müssen welche wirthschaftlichen Einrichtungen einer reinen Tauschwirthschaft eigenthümlich sind, um festzustellen, ob nicht etwa in der realen Wirklichkeit Dinge vorhanden sind, die andern Ursprungs sind.

Diese methodologisch nothwendige Vorprüfung habe ich zuerst unternommen. Ich stellte mir ein Volk vor, das, vom Standpunkte wirthschaftlicher und politischer Gleichheit und Gleichberechtigung ausgehend, sich allmählich ohne Störung wirthschaftlich entfaltet, und untersuchte, welche Einrichtungen unserer Wirthschaft hier entstehen können und welche nicht.

Dabei fand sich, dass die Bildung von Privatkapital, dass die Subordination von Arbeitern unter einen Unternehmer, dass die Bildung von Unternehmergewinn und vielleicht auch von Zins, Dinge sind, die sich auch in einer reinen Tauschwirthschaft im Getriebe von Angebot und Nachfrage entwickeln können, wenn man aus den Voraussetzungen der Naturlehre deduzirt, dass aber die Bildung von Grundrente aus diesen Voraussetzungen nun und nimmermehr abzuleiten sei!!

Eine weitere Untersuchung ergab dann, dass die Grundrente, der Ertrag des Grossgrundeigenthums, entstanden ist nicht auf dem Boden der Tauschwirthschaft, der freien Arbeit gleichberechtigter Kontrahenten für den eigenen Vortheil, sondern auf dem Boden der älteren Produktionsform, der Sklavenwirthschaft, d. h. der erzwungenen Arbeit unterworfenen Menschen

für ihre bevorrechteten Herren! Diese Behauptung wird nach meinen Ausführungen auf Seite 10—38 meines Grossgrundeigenthums in Zukunft nicht mehr bestritten werden können. Sie gehört jetzt zu den gesicherten That-sachen der Nationalökonomie!

Das heisst: es findet sich in der uns umgebenden Wirklichkeit der bisher fälschlich für rein gehaltenen Tauschwirtschaft eine fremde Institution, ein Rest des älteren Gesellschaftsrechtes in wirtschaftlicher Vermummung, das Grossgrundeigenthum mit seiner Grundrente oder Zuwachsrente. Während sonst die Sklaverei resp. Hörigkeit durchaus aus unserem Wirtschaftskörper ausgemerzt ist, ist dieser ihr Niederschlag, ihre dingliche Verkörperung, unausgemerzt geblieben. Das Grossgrundeigenthum ist die letzte Bastion, die das ältere Recht der Herren eines Staates noch inmitten der Wirtschaft der freien, gleichberechtigten, modernen Bürgerschaft hat; die Zuwachsrente ist die letzte Steuer, die der moderne Bürger noch immer den Rechtsnachfolgern seiner einstigen feudalen Herren zu zahlen hat.

Damit war bewiesen, dass das Reagens nicht rein war. Marx hatte eine, wie er glaubte, reine Tauschwirtschaft als Beweismittel gegen das Gedanken-ding der Naturlehre gebraucht: es war aber eine unreine Tauschwirtschaft, eine Oekonomie, die einen Bestandtheil älteren, fremden Rechtes enthielt. Mit dieser Feststellung fällt der Indizienbeweis der Anklage in sich zusammen: denn es kann gegen die Harmonie der reinen Wirtschaft nichts beweisen, wenn eine unreine Wirtschaft disharmonisch ist.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf meine Theorie einzugehen, zu zeigen, wie die Anwesenheit der Zuwachsrente, des Unearned increment der Engländer, nun thatsächlich die Verzerrung aller wirtschaftlichen Dinge erklärt, erklärt, warum nun auch Unternehmervergewinn und Kapitalzins ausbeuterische Kraft gewinnen u. s. w. Es muss mir genügen, hier meinen leitenden Gedankengang angedeutet zu haben. Ich muss es den Lesern überlassen, ob ihnen der Gedanke plausibler ist, dass ein der Tauschwirtschaft durch seinen Ursprung fremder Körper nun auch als Fremdkörper, als Schädling wirkt — oder ob sie an der eigenthümlichen Auffassung des Marxismus grösseren Gefallen haben, wonach eine in keiner Wirtschaft der Welt entbehrliche, rein ökonomische Einrichtung, wie das Kapital, ganz plötzlich und wie aus heiler Haut im XVI. Jahrhundert seine segensreiche Natur geändert und sich in einen pathogenen Bazillus der Wirtschaft umgewandelt habe.

Ich muss ihnen auch überlassen, was sie für leichter durchführbar und mit der erfahrungsmässigen Natur der Menschen für leichter vereinbar halten: die Expropriation von ein paar Tausend Grossgrundbesitzern und die Verwandlung ihrer Tagelöhner in selbständige Eigenthümer, womit nach meiner Meinung alles Nöthige gethan ist, um die harmonische Wirtschaft des sozialen Staates bei Fortbestand der freien Konkurrenz zu verwirklichen — oder ob sie es für leichter halten, eine kollektivistische Staatswirtschaft herbeizuführen, in der nach meiner Meinung unterwerthige Arbeit herrschen muss, weil der Sporn des Selbstinteresses fehlt; in der keine Ordnung herrschen kann, weil die Regelung der Produktion durch das automatische Spiel des Marktpreises ausgeschaltet ist; und die ich schliesslich für politisch unmöglich halte, weil sie die grenzenloseste politische Freiheit verbinden müsste mit der ebenso grenzenlosen wirtschaftlichen Bindung der Bürger.

Aber, sei sie möglich oder nicht: es wird immer vergessen, dass die Konstruktion des Kollektivismus ja nie Zweck gewesen ist, sondern nur acceptirt wurde als vermeintlich einziges Mittel zum Zweck oder als die logische Konsequenz eines irrhümlich in die Geschichte hineingedeuteten angeblichen „Entwicklungsgesetzes“. Was wir Alle erreichen wollten und wolten, ist eine grundsätzlich andere Vertheilung des nationalen Güterertrages zu Gunsten der arbeitenden Klasse. Wenn das ohne Aufhebung der Wirthschaft des freien Wettbewerbes möglich ist, so giebt es keinen Sozialisten, der noch am Kollektivismus irgend ein Interesse hat. Nun, ich behaupte, dass es möglich ist. Ich verlange Revision des Verfahrens gegen die Naturlehre des A. Smith auf Grund neuer Thatsachen und behaupte ihre Freisprechung erzielen zu können.

Die von mir für nothwendig erachtete Expropriation des Grundbesitzes vollzieht sich vor unseren Augen von selbst. Er stösst sich aus, wie ein Splitter aus dem Gewebe des Fingers, durch seinen eigenen Einfluss auf seine Umgebung. Die Abwanderung vom Lande in die Stadt legt das Schwergewicht der politischen Macht unaufhaltsam fortschreitend in die Hände der städtischen Arbeiterklasse; und die Auswanderung in Ueberseegebiete erstickt den Grossgrundbesitzer wirthschaftlich durch die Unterbietung auf dem Markte für Nahrungsmittel. Dieser Ausstossungs- resp. Selbstheilungsprozess ist in Grossbritannien fast vollendet, in Deutschland im vollen Gange und beherrscht unsere ganze innere Politik. Die städtische Arbeiterklasse kann die Vollendung ruhig abwarten, ohne einen Finger zu rühren. Sie kann aber auch selbstthätig eingreifen, um den Prozess zu beschleunigen und zu erleichtern, sozusagen den Abszess aufzustechen. Dazu gäbe es ein Gewaltmittel, die Revolution, ein ausserordentlich wenig empfehlenswerthes Mittel aus der Apotheke einer unweisen Vergangenheit, dessen Anwendung aufs Entschiedenste zu widerrathen ist, — und ein wirthschaftliches Mittel, die Genossenschaft. [Fortsetzung im nächsten Hefte.]

## Rundschau.

### Oeffentliches Leben.

1899. Das neue Jahr ist da. Nur noch 2 Jahre hat das XIX. Jahrhundert und wir fragen uns, ob es bringen wird, was es versprochen hat: die soziale Revolution.

Wie sicher waren wir nicht vor 20 Jahren, dass die grosse wirthschaftliche Umwälzung vor dem Ende des Jahrhunderts kommen würde, dass sie all das alte überlebte Gerümpel, das uns erdrückt, umstürzen würde, dass sie den Grundstein zu einer neuen Entwicklung der Menschheit legen würde. Und wenn auch von diesem Jahrhundert nur wenig noch bleibt, müssen wir darum unsere Hoffnung aufgeben? Wir können nicht sagen,

dass wir durch das anscheinend langsame Tempo der wirthschaftlichen Entwicklung viel verloren haben. Durch den Aufschub haben die Ideen sicher gewonnen, an der Verbreitung im Volke und an Tiefe. Die Umwälzung wird so heute viel durchgreifender sein als ein plötzlicher Umsturz vor 10 Jahren es hätte sein können. Dem föderativen Prinzip der Demokratisirung unseres gesammten Lebens, der Selbstaflösung des kapitalistischen Regimes ist der Boden bereitet worden.

Eine plötzliche Revolution hätte all das nicht bringen können. Wie wenig vielleicht die nächste Zeit auch verwirklichen wird, wie wenig sie auch wird von Grund aus ändern können, und wie unklar auch die



neuen Prinzipien sind, die das Fundament zu neuer Entwicklung bilden, — das Wenige ist es gerade, worauf es uns jetzt ankommt! Wenn wir nur an die Millionen und Millionen Derer denken, die Hunger leiden, erdrückt unter dem Gewicht ihres Elends, müssen wir ausrufen: Kommt, kommt doch, lasst uns arbeiten an dem Kommenden und wäre es auch nur um ihre Leiden zu erleichtern! Damit Diejenigen, auf denen unsere Zeit so schwer lastet, wenigstens eine Hoffnung auf eine Verbesserung ihres Schicksals fassen, damit sie ihren gebeugten Rücken aufrichten können und ihre Kinder nicht mehr unaufhörlich in den Fabriken und Gruben schmachten müssen, damit wenigstens für alle Brod geschafft wird, damit die Leiden unserer Brüder in Cayenne, in Schlüsselburg, in Monjuich, in den Kasematten und Strafkompagnieen, in den Bagnos und Gefängnissen beendet werden.

T. N.

## Wissenschaft.

**Medizin und Psychologie.** Das Jahr 1898 war für die Medizin ein stilles Jahr. Es brachte nur einen grossen Todten, den Nestor der Chirurgen, Sir Spencer Wells, und einen grossen Jubilar, den Nestor der Hygiene, Max von Pettenkofer. Sonst ist Alles geräuschlos verlaufen. Die chirurgischen Spezialfächer befinden sich ja überhaupt seit Jahren in einem gewissen Ruhezustande. Das Zeitalter der grossen Verwegenheiten ist vorüber; manches aus jener Epoche ist heute Gemeingut der Operationskunst, anderes hat man wieder bei Seite gelegt. Die Lokalanästhesie Schleichs, die einst so triumphirend hervortrat, ist auf ein bescheidenes Maass von Bedeutung zurückgeführt, und die fast zur Manie ausartende Asepsis der Mikuliczschen Richtung ist auf den letzten Kongress für Chirurgie abgethan worden. Die Herznaht paradiert immer noch in einem einzigen gelungenen Falle, die Leber ist bis heute dem Operateur ein Rührmichnichtan, und die plastischen Operationen (d. h. die mit folgendem künstlichem Ersatz entfernter Theile, z. B. der Nase) lassen noch sehr viel zu wünschen übrig. Vorerst ist nicht viel Fortschritt in Aussicht; es gilt, das Gewagte auf seine Sicherheit hin zu prüfen, und zu einer brauchbaren Statistik gehören Jahre. Auch die Frauenheilkunde steht still, nur dass die Vortheile des Schamfugenschnittes dem Kaiserschnitt gegenüber auch im Vorjahre immer evidenter geworden sind. Ebensowenig sind aus der Ophthalmologie nennenswerthe Neuerungen zu erwähnen, und nur die Ohrenärzte

haben ihre kühnen Eingriffe noch erweitert; die Ohrenheilkunde steht jetzt wirklich in der Periode des Verwegenheitserfolges, wobei zugleich auch wichtige theoretische Ergebnisse abfallen, vor Allem der Nachweis der relativen Bedeutungslosigkeit des Kleinhirns für unsern Organismus.

Auch die innere Medizin ist mit stiller, aber sehr fleissiger Arbeit beschäftigt. Die Lepra und die Pest lenkten die Aufmerksamkeit neuestens auf sich, und in kurzer Zeit ist eine Unsumme von Material darüber gesammelt worden. Kochs Tuberkulin fiel wieder einmal mit Glanz durch; trotzdem lässt die Verwendbarkeit desselben bei der Perlsucht der Rinder uns die Gewissheit nicht aufgeben, dass der Forscher auf dem rechten Wege ist. Vielversprechend ist die ganz neue, in Frankreich entdeckte Methode, innere Blutungen, denen man bisher nur sehr mangelhaft durch Eiszuführung steuern konnte, mit Hilfe von Gelatine-Injektionen zu stillen, wenn auch der Enthusiasmus der französischen Kliniker verfrüht sein dürfte. Gegen das Diphtherieserum erfolgte von Wien aus ein heftiger Vorstoss mit erregter Debatte; das Vertrauen in das Mittel ist dadurch kaum irgendwie erschüttert worden. Auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten scheint sich in dem Streite über den Ursprung der Rückenmarkschwindsucht die Leydensche Partei, die den syphilitogenen Ursprung leugnet, in immer starrere Opposition gegen die Anhänger Erbs zu verrennen, eine Entscheidung ist vorerst nicht abzusehen. In der Venerologie hat auch das Vorjahr zahlreiche neue Belege für die Auffassung der Gonorrhoe als der folgenschwersten Krankheit dieser Gruppe gebracht. Das bedeutsamste Ereigniss der inneren Medizin aber ist sicher die Begründung eines Organs für physikalisch-diätetische Heilmethoden durch Leyden, Goldscheider und viele Koryphäen in- und ausländischer Kliniken. Damit ist die „Stiefschwester“ endlich legitim angenommen, und die Versöhnung der Schulmedizin mit der wissenschaftlichen, ehrlichen Naturheilkunde nur noch eine Frage der Zeit, was jeder rechte Arzt mit hoher Freude begrüssen muss.

Die Psychiatrie zeigte im Jahre 1898 immer schärfer die Spaltung der klinischen von der hirnanatomischen (Flechsig'schen) Schule, die sogar in der Begründung einer eigenen Zeitschrift durch Wernicke und Ziehen ihren Ausdruck fand. Gegen die finstere Lehre P. Bodelschwinghs und Genossen, dass die Geisteskranken Besessene seien, nahm der Verein deutscher Irrenärzte scharfe Stellung in einem geharnischten Protest. Alles dies aber muss an Bedeutung zurücktreten gegen-

über der Befruchtung, die in stets reicheren Maasse der Heidelberger Psychiater Kraepelin seiner Wissenschaft zu Theil werden lässt durch die von ihm begonnene Verbindung mit der Experimentalpsychologie. Die im Vorjahre erschienenen Hefte der Psychologischen Arbeiten beweisen am besten, welchen Dienst Kraepelin der Psychopathologie leistet.

Die Psychologie selber empfängt daraus die stärkste Förderung. Während sie in den letzten Jahren ganz in der Detailarbeit steckte, treten uns in Kraepelins Veröffentlichungen wieder einmal ganz neue Ideen entgegen, die für die experimentalpsychologische Methodik von revolutionärem Einflusse sein können und eine neue Periode der Psychologie einleiten, die als dritte dann der psychophysischen und sinnesphysiologischen folgen würde. Die Psychologie hat eine solche Auffrischung sehr nöthig. Zuletzt stand sie unter dem Einflusse der Physiologie; in dieser aber herrscht momentan ein Skeptizismus, der mit vitalistischen Neigungen kokettirt, und den eine Rede Herings im Mai 1898 am schroffsten zum Ausdruck brachte; dadurch hatte sich auch über die Psychologie ein lähmendes Etwas gelegt. Die neuen psychopathologischen Ideen werden es wohl verschleichen, zumal in dem geistvollen Versuche des Nervenarztes Friedmann, die Wahnideen völkerpsychologisch zu begreifen, auch die Völkerpsychologie in dieselben Bahnen gelenkt wird. Von den Arbeiten, die aus den Reihen der Psychologen selbst im letzten Jahre hervorgingen, verdienen die mit staunenwerthem Fleisse ausgeführten Untersuchungen des Dänen Lehmann über die Gefühle — das dunkelste Gebiet des Seelenlebens — besondere Hervorhebung. Die psychologische Aesthetik bereicherte Lipps mit einem Buche über das Komische, in dem er vor Allem den Gefühlskontrast, aus dem Wundt das Komische ableitet, als garnicht vorhanden verwirft. Wie immer bei dem Münchener Forscher finden sich auch hier Geistreiches und Bedenkliches oft zusammen. Eine unerfreuliche Erscheinung der psychologischen Litteratur müssen wir in Ziehens Psychophysiologischer Erkenntnistheorie erblicken, in der der Verfasser sich die Lösung der schwierigsten Probleme doch allzu leicht gemacht hat. Die komischen Polterereien des Königsherberger Hallervorden, der die experimentelle Psychologie bei Seite schieben und eine Psychohygiene schaffen will, richten sich durch ihren pöbelhaften Ton selber; Hypochondern seien sie zur Aufheiterung empfohlen. Die allgemeine Divergenz der Psychologen, der Mangel einer zusammenfassenden Idee, ist im Ganzen im letzten Jahre nur noch stärker geworden, sodass eine Krisis

unleugbar vorhanden ist. Ihre Lösung liegt allein im Durchdringen der von Kraepelin gegebenen Anregungen, das hoffentlich recht schnell erfolgen wird. *Ernst Gystrow.*

## Kunst.

**Stéphane Mallarmé**, der kürzlich verstorbene französische Dichter, ist eigentlich stets nur von einer ganz kleinen Gemeinde gewürdigt worden. In Deutschland ist er nahezu vollständig unbekannt geblieben; man hat ihn bisher auch nicht zu übersetzen versucht, nur die Wiener Zeit brachte einmal einige seiner kleinen Dichtungen. Die französischen Zeitschriften brachten nach dem Tode Mallarmés eine Anzahl Essays über ihn, von denen das von Henri de Régnier in der *Revue de Paris* vielleicht das interessanteste ist, weil es den Dichter ganz von der persönlichen Seite nimmt, die gerade bei ihm so wesentlich ist für das Verständnis seiner Kunst.

Zu den Grossen des Geistes, heisst es in jenem Essay, stehen wir in ganz verschiedenen innerlichen Beziehungen, die einen lieben und verehren wir wie nahe Anverwandte, andere sind uns Freunde, andere wieder ziehen nur als vornehme Gestalten an uns vorüber, die wir aus der Ferne lieben und zu verstehen suchen. Entsprechend der Nuance dieser innern Zusammengehörigkeit ist auch unsere Trauer, wenn über einem von ihnen sich der Grabhügel wölbt. Ein Freund im höchsten Sinn des Wortes, ein Vorbild auf dem Gebiete der Kunst, ist für Frankreichs Künstler mit Stéphane Mallarmé dahingegangen.

Seine äusserliche Persönlichkeit war die eines vornehmen Mannes, aus dessen Gesichtszügen Geist und Klugheit sprachen, dessen Augen aber die aussergewöhnliche geistige Bedeutung verriethen. Er liebte die Musik leidenschaftlich, man konnte ihn regelmässig in den Konzerten Lamoureux treffen, und es war ein ganz besonderer Genuss, ihn auf dem Nachhauseweg zu begleiten, wo er in liebenswürdigster Weise über das Gehörte und über die verschiedenartigsten aktuellen Dinge plauderte, alles mit dem Reiz geistvoller Gedanken umkleidend.

Der Dienstag Abend war sein Empfangsabend. In seinen einfachen aber mit feinem Geschmack ausgestatteten Räumen versammelte sich eine wirkliche Elite intelligenter Menschen und wenn dann mit der guten Zigarre auch die richtige Stimmung gekommen war, so verbreitete und vertiefte sich das Gespräch über alle Probleme des Lebens, die einen heute streifend und ein nächstes Mal durchforschend, die anderen mit Leidenschaft an-

fechtend und vertheidigend. Und wenn der Ernst gar zu lange geherrscht, so genügte ein witziges Wort des Wirthes, eine feine Bosheit oder ein Abstecher ins Gebiet der Poesie, und es trat jene wohlige Empfindung ein, welche man hat, wenn man sich mit Menschen von Geist der einfachen Fröhlichkeit hingiebt.

Mallarmé verstand es sehr gut, sich den Interviews zu entziehen und wies auch stets die Vorschläge praktischer Kollegen ab, die ihm riefen, sein hervorragendes Talent als Causeur für öffentliche Vorträge, die sich glänzend bezahlt hätten, nutzbar zu machen.

Mallarmé ist der verkörperte Dichter, dessen Endziel es ist, die Schönheit mit der Wahrheit zu verbinden. Das breite Publikum gewann er dadurch natürlich nicht. Er hätte, um Anerkennung finden zu können, in einem Milieu leben müssen, das die höchste poetische Verfeinerung als Grundzug gehabt hätte; er hätte auch Kritiker haben müssen, die ihm geistig folgen konnten. Das, was ihm die Aussenwelt bot für die Darlegung seines künstlerischen Ich, war Hohn und Spott; man nannte ihn unverständlich und hasste ihn, eben weil er nicht so leicht erfasst werden konnte wie die Modedichter. Er selber mischte sich nie in den Kampf, der um ihn herum tobte, aber zwanzig Jahre lang war er die Zielscheibe des Spottes, ja, seine Verse wurden parodirt oder angegriffen, als ob sie Pamphlete wären.

Während im Allgemeinen das Publikum im Dichterwerke sich selbst in den tausendfältigen Variationen seiner Elemente und seiner Lebensverhältnisse zu finden verlangt und die Geschehnisse als das Wesentliche dabei betrachtet, hat Mallarmé, obschon er als wirklicher Dichter auch von dem festen Grund der realen Verhältnisse ausgeht, doch die Erscheinungen als sekundär angesehen, da für ihn der geistige Zusammenhang das Primäre ist.

Mallarmé hat mehrere Bücher veröffentlicht, und aus diesen lässt sich seine literarische Physiognomie dahin definiren, dass er mit einer aussergewöhnlichen dichterischen Befähigung eine scharfe und kühne Logik verband. Da er Besonderes zu sagen hatte, schuf er sich auch seine eigene Sprache, deren allmählich sich vollziehende Färbung leicht zu verfolgen ist.

Seine Vorbilder waren ursprünglich Banville und Baudelaire, auch Gérard de Nerval. In seinen späteren Gedichten erreicht er eine köstliche Reife und auch seine Prosa wird zur Formvollendung, sie befreit sich von allem rhetorischen Rankenwerk und zeigt sich ganz in ihrer unübertrefflichen Struktur, un-

übertrefflich insofern, als sie zum völlig adäquaten Ausdruck seines Gedankens wird. Es ist diese Form aber nicht eine literarische Spielerei, sondern eine innere Nothwendigkeit. Der Vers, der aus mehreren Worten ein neues Diktum gestaltet, ein Diktum, das zauberisch wirkt und der gewöhnlichen Sprache fremd zu sein scheint, streicht mit souveräner Autorität das Zufällige aus seiner Struktur und bewirkt dadurch, dass man etwas hört, was man noch nie gehört und was gleichzeitig einen längst bekannten Gegenstand in eine neue Sphäre erhebt.

Wollte ich literarische Kritik ausüben, so könnte ich Stellung nehmen zu der Frage, ob eine so persönliche Kunst mehr Vorzüge oder Nachteile habe. Das überlasse ich aber Andern, namentlich denen, die gerade durch diese Form nicht bis zum Inhalt vorzudringen vermochten. Der schwerste Vorwurf, den man Mallarmé macht, ist der der Unverständlichkeit. Den theilt er aber mit den Allergrössten seiner Zeit. Der Sinn des Wortes ist eben vergänglich und vor Allem persönlich. Es muss ein innerer Zusammenhang zwischen dem Leser und dem Dichter bestehen, der kommt nach und nach durch die Vertiefung in das Kunstwerk. Vielleicht wird man von einigen seiner Zeitgenossen verstanden, und aus Tradition dann auch von der Nachwelt, im Grund aber versteht nur der Künstler sich selbst.

Ja, Mallarmé ist schwer verständlich. Er sagt zwar Alles, was nöthig ist, dass man ihn verstehen könnte, aber er zerstreut die einzelnen Elemente in einer Weise, an die man nicht gewöhnt ist; dadurch bringt er aber hauptsächlich das Musikalische in seine Poesie. Man muss sich als Stütze und Stab durch die schwierigen Stellen das Wort von Poesie mitnehmen, dass kein Mensch etwas zu denken vermag, was ein anderer nicht nachzudenken vermöchte.

Die persönliche Verkehr mit Mallarmé trug sehr viel zum Verständniss seiner Schriften bei. Im Gespräch berührte er manche Gedankenfolge, die man in seinen Werken dann wiederfand. Aus seiner seelischen und künstlerischen Sensitivität heraus, verstand er auch die Bestrebungen anderer. Er war ein ebenso lebenswürdiger wie gerechter Richter, wo ihm Dinge zur Beurtheilung vorgelegt wurden, die ihm fremd oder unsympathisch waren, zögerte er lange mit dem Urtheil. Sein Hauptbestreben war, schlummernde Talente zu wecken.

„Das Endziel der Welt,“ sagte Mallarmé, „ist ein gutes Buch;“ und sicherlich arbeitete er im Geheimen diesem Ziel entgegen. Seit Jahren und Jahren sammelte er Material zu dem Werk, in dem er die höchsten Gedanken

über seine unversellen Philosophicen niederlegen wollte. Wie weit es geschehen, wissen wir nicht, vielleicht auch dient das gesammelte Material nur als Humus für spätere Werke.

Mit dem Ausdruck Pages bezeichnete Mallarmé die kurzen Stücke Prosa oder Verse, die er nur als relative Aeusserungen seines Geistes aufgefasst wissen will, eine Art intellektueller Prognostika. Diese „Nichtigkeiten“, wie er sie bezeichnet, sind nur gleichsam Etuden, die die Technik vervollkommen sollen oder Studien über einzelne Motive, die späterhin im Gesamtwerk wieder aufgenommen werden sollten. In seinen Pages zeigt sich Mallarmé in seiner wirklichen Gestalt, er steht festen Fusses auf dem Boden einer neuen Welt, aus deren Lichtreich er uns einzelne Strahlen vermittelt.

So wie Wagner Drama und Musik zu vereinigen sucht, will Mallarmé die Dichtkunst mit der Musik verschmelzen. Darum besuchte er so eifrig die Konzerte, er wollte die harmoniereiche Rivalin, die Musik, dem Worte unterwerfen lernen. Das Buch sollte das „geistige Musikinstrument“ werden.

„Ich setze mich nie auf die Stufen der Konzertpodien ohne aus der geheimen Erhabenheit der Töne eine der immanenten Dichtungen herauszuhören, die seit Anbeginn in der Menschheit leben. Ich stelle mir vor, wahrscheinlich ist es nur mein Vorurtheil als Künstler, dass überhaupt nichts unausgesprochen bleibt. Wir stehen nun gerade auf dem Punkt, wo wir die Symphonieen in Bücher müssen verwandeln können, denn das sind nicht vereinzelte Wohlklänge, hervorgerufen durch einzelne Instrumente, sondern gesprochene Worte in ihrer erhabensten Gestalt. Aus den Worten geht klar und deutlich, so bald sie eine Einheit bilden, die Musik hervor.“

Wie immer dieser Standpunkt späterhin aufgefasst werden mag, eins ist sicher: Mallarmé wollte durch die Vereinigung zweier Künste eine bis dahin unerreichte, in ihrer Schönheit überwältigende Kunst schaffen, und es braucht ein geistiges Heldenthum sich solch eine Aufgabe zu stellen, die ein ganzes Jahrhundert nicht zu lösen vermochte, denn ein Mensch, der, wie Mallarmé, gleichsam die Kunde aus einer andern Welt, in die Gegenwart hineinragen will, muss sich darauf gefasst machen, dass er verkannt wird, auch wenn er diese Kunde mit dem lebenswürdigsten Lächeln bringt und Jedem die Hand bietet, um ihn in sein Märchenreich zu führen.

*Ida Lux-Häny.*

## Varia.

Herr Dr. Simmel sendet uns folgende Zuschrift:

Charlottenburg-Berlin, den 29. 12. 1898.  
Hardenberg St. 15.

An die Redaktion der Sozialistischen Monatshefte. Ich finde in Ihrem Dezemberheft eine Berichterstattung über mein Kolleg: Soziale Psychologie mit besonderer Berücksichtigung des Sozialismus, nebst daran geknüpfter Kritik. Ich muss auf das entschiedenste dagegen protestiren, dass Universitätsvorlesungen durch Zuhörer dem Druck übergeben werden, es sei denn mit ausdrücklicher Erlaubnis des Dozenten oder nach seinem Tode. Dies ist eine völlig unstatthafte Vergewaltigung desselben und ein Missbrauch des Vertrauensverhältnisses, auf das er seinen Zuhörern gegenüber angewiesen ist. Man kann vielerlei und sehr legitime Gründe haben, gewisse Dinge grade nur im Kolleg, aber nicht zu jedem beliebigen Leser auszusprechen. Hiervon aber ganz abgesehen, ist es gänzlich unzulässig, dass aus dem Zusammenhang gerissene Bruchstücke eines Kollegs, in der selbst im besten Falle ungenauen Form, wie sie sich im Kopfe eines Zuhörers spiegeln, dem Publikum ohne irgend einen Vorbehalt vorgeführt werden, als ob sie die authentische Meinung des Vortragenden seien. Wenn in Rezensionen oft das Gleiche geschieht, so kann sowohl der Autor wie das Publikum durch Zurückgehen auf den vorliegenden Text das fehlerhafte Referat richtig stellen; schon dass dies hier unmöglich ist, beweist hinlänglich das moralische Unrecht, die intellektuelle Brutalität derartiger hinter dem Rücken des Dozenten stattfindender Publikationen seiner Aeusserungen. Weil ich also ein solches Verfahren prinzipiell für unerlaubt und verwerflich halte, erübrigt es sich für mich, die theils durch direktes Missverständnis, theils durch Abtrennung einzelner Sätze von ihren Zusammenhängen entstandenen Falschheiten zu berichtigen, die der Verfasser als meine Meinungen vorträgt.

Ich ersuche Sie demnach ergebend, anstelle einer Berichtigung diesen Brief in Ihrer nächsten Nummer abzudrucken.

Hochachtungsvoll  
Simmel.

Wir versagen es uns, auf den Inhalt dieser Zuschrift einzugehen, und wollen nur bemerken, dass wir über die prinzipielle Seite der Sache anderer Meinung sind, als Herr Dr. Simmel.

*Die Redaktion.*

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Gleditsch St. 23, Berlin W. (Eigenthümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin)

Druck von Max Bading, Bouth St. 2, Berlin SW.